XXIII. Band 1937 Heft 1

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psycho-Analysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis		8 Seiten	für 25 Exemplare	Mark 15.—,	für	50 Exemplare	Mark 20.—
von	9	„ 16 „	„ 25 „	„ 20.—,	„	50 „	„ 25.—
„	17	„ 24 „	„ 25 „	„ 30.—,	„	50 „	„ 40.—
„	25	„ 32 „	„ 25 „	„ 35.—,	„	50 „	„ 45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XXII. Band (1936) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

XXIII. BAND

1937

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

ERNST KRIS UND ROBERT WÄLDER

XXIII. BAND

1937

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER
VERLAG IN WIEN

Druck: Jakob Weiß, Wien II. Große Sperlg. 40

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE,
IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXIII. Band 1937 Heft 1

Moses ein Ägypter

Von

Sigm. Freud

Einem Volkstum den Mann abzusprechen, den es als den größten unter seinen Söhnen rühmt, ist nichts, was man gern oder leichthin unternehmen wird, zumal wenn man selbst diesem Volke angehört. Aber man wird sich durch kein Beispiel bewegen lassen, die Wahrheit zugunsten vermeintlicher nationaler Interessen zurückzusetzen, und man darf ja auch von der Klärung eines Sachverhalts einen Gewinn für unsere Einsicht erwarten.

Der Mann Moses, der dem jüdischen Volke Befreier, Gesetzgeber und Religionsstifter war, gehört so entlegenen Zeiten an, daß man die Vorfrage nicht umgehen kann, ob er eine historische Persönlichkeit oder eine Schöpfung der Sage ist. Wenn er gelebt hat, so war es im 13., vielleicht aber im 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; wir haben keine andere Kunde von ihm als aus den heiligen Büchern und den schriftlich niedergelegten Traditionen der Juden. Wenn darum auch die Entscheidung der letzten Sicherheit entbehrt, so hat sich doch die überwiegende Mehrheit der Historiker dafür ausgesprochen, daß Moses wirklich gelebt und der an ihn geknüpfte Auszug aus Ägypten in der Tat stattgefunden hat. Man behauptet mit gutem Recht, daß die spätere Geschichte des Volkes Israel unverständlich wäre, wenn man diese Voraussetzung nicht zugeben würde. Die heutige Wissenschaft ist ja überhaupt vorsichtiger geworden und verfährt weit schonungsvoller mit Überlieferungen als in den Anfangszeiten der historischen Kritik.

Das Erste, das an der Person Moses' unser Interesse anzieht, ist der Name, der im Hebräischen Mosche lautet. Man darf fragen; woher stammt er? was bedeutet er? Bekanntlich bringt schon der Bericht in Exodus, Kap. 2 eine Antwort. Dort wird erzählt, daß die ägyptische Prinzessin, die das im

Nil ausgesetzte Knäblein gerettet, ihm diesen Namen gegeben mit der etymologischen Begründung: denn ich habe ihn aus dem Wasser gezogen. Allein diese Erklärung ist offenbar unzulänglich. „Die biblische Deutung des Namens ‚Der aus dem Wasser Gezogene'", urteilt ein Autor im „Jüdischen Lexikon",[1] „ist Volksetymologie, mit der schon die aktive hebräische Form (‚Mosche' kann höchstens ‚der Herauszieher' heißen) nicht in Einklang zu bringen ist." Man kann diese Ablehnung mit zwei weiteren Gründen unterstützen, erstens, daß es unsinnig ist, einer ägyptischen Prinzessin eine Ableitung des Namens aus dem Hebräischen zuzuschreiben, und zweitens, daß das Wasser, aus dem das Kind gezogen wurde, höchstwahrscheinlich nicht das Wasser des Nils war.

Hingegen ist seit langem und von verschiedenen Seiten die Vermutung ausgesprochen worden, daß der Name Moses aus dem ägyptischen Sprachschatz herrührt. Anstatt alle Autoren anzuführen, die sich in diesem Sinn geäußert haben, will ich die entsprechende Stelle aus einem neueren Buch von J. H. Breasted übersetzt einschalten,[2] einem Autor, dessen „History of Egypt" (1906) als maßgebend geschätzt wird. „Es ist bemerkenswert, daß sein (dieses Führers) Name, Moses, ägyptisch war. Es ist einfach das ägyptische Wort ‚mose', das ‚Kind' bedeutet, und ist die Abkürzung von volleren Namensformen wie z. B. Amen-mose, das heißt Amon-Kind oder Ptah-mose, Ptah-Kind, welche Namen selbst wieder Abkürzungen der längeren Sätze sind: Amon (hat geschenkt ein) Kind oder Ptah (hat geschenkt ein) Kind. Der Name ‚Kind' wurde bald ein bequemer Ersatz für den weitläufigen vollen Namen und die Namensform ‚Mose' findet sich auf ägyptischen Denkmälern nicht selten vor. Der Vater des Moses hatte seinem Sohn sicherlich einen mit Ptah oder Amon zusammengesetzten Namen gegeben und der Gottesname fiel im täglichen Leben nach und nach aus, bis der Knabe einfach ‚Mose' gerufen wurde. (Das ‚s' am Ende des Namens Moses stammt aus der griechischen Übersetzung des alten Testaments. Es gehört auch nicht dem Hebräischen an, wo der Name ‚Mosche' lautet.)" Ich habe die Stelle wörtlich wiedergegeben und bin keineswegs bereit, die Verantwortung für ihre Einzelheiten zu teilen. Ich verwundere mich auch ein wenig, daß Breasted in seiner Aufzählung grade die analogen theophoren Namen übergangen hat, die sich in der Liste der ägyptischen Könige

1) Jüdisches Lexikon, begründet von Herlitz und Kirschner, Bd. IV, 1930, Jüdischer Verlag, Berlin.

2) The Dawn of Conscience, London 1934, p. 350.

vorfinden, wie Ah-mose, Thut-mose (Tothmes) und Ra-mose (Ramses).

Nun sollte man erwarten, daß irgendeiner der Vielen, die den Namen Moses als ägyptisch erkannt haben, auch den Schluß gezogen oder wenigstens die Möglichkeit erwogen hätte, daß der Träger des ägyptischen Namens selbst ein Ägypter gewesen sei. Für moderne Zeiten gestatten wir uns solche Schlüsse ohne Bedenken, obwohl gegenwärtig eine Person nicht einen Namen führt, sondern zwei, Familiennamen und Vornamen, und obwohl Namensänderungen und Angleichungen unter neueren Bedingungen nicht ausgeschlossen sind. Wir sind dann keineswegs überrascht, bestätigt zu finden, daß der Dichter Chamisso französischer Abkunft ist, Napoleon Buonaparte dagegen italienischer, und daß Benjamin Disraeli wirklich ein italienischer Jude ist, wie sein Name erwarten läßt. Und für alte und frühe Zeiten, sollte man meinen, müßte ein solcher Schluß vom Namen auf die Volkszugehörigkeit noch weit zuverlässiger sein und eigentlich zwingend erscheinen. Dennoch hat meines Wissens im Falle Moses kein Historiker diesen Schluß gezogen, auch keiner von denen, die wie gerade wieder Breasted bereit sind anzunehmen, daß Moses „mit aller Weisheit der Ägypter" vertraut war.[3]

Was da im Wege stand, ist nicht sicher zu erraten. Vielleicht war der Respekt vor der biblischen Tradition unüberwindlich. Vielleicht erschien die Vorstellung zu ungeheuerlich, daß der Mann Moses etwas anderes als ein Hebräer gewesen sein sollte. Jedenfalls stellt sich heraus, daß die Anerkennung des ägyptischen Namens nicht als entscheidend für die Beurteilung der Abkunft Moses' betrachtet, daß nichts weiter aus ihr gefolgert wird. Hält man die Frage nach der Nationalität dieses großen Mannes für bedeutsam, so wäre es wohl wünschenswert, neues Material zu deren Beantwortung vorzubringen.

Dies unternimmt meine kleine Abhandlung. Ihr Anspruch auf einen Platz in der Zeitschrift „Imago" gründet sich darauf, daß ihr Beitrag eine Anwendung der Psychoanalyse zum Inhalt hat. Das so gewonnene Argument wird gewiß nur auf jene Minderheit von Lesern Eindruck machen, die mit analytischem Denken vertraut ist und dessen Ergebnisse zu schätzen weiß. Ihnen aber wird es hoffentlich bedeutsam scheinen.

Im Jahre 1909 hat O. Rank, damals noch unter meinem Einfluß, auf meine Anregung eine Schrift veröffentlicht, die betitelt ist „Der Mythus von

3) l. c., p. 334.

der Geburt des Helden".[4] Sie behandelt die Tatsache, daß „fast alle bedeutenden Kulturvölker ... frühzeitig ihre Helden, sagenhafte Könige und Fürsten, Religionsstifter, Dynastie-, Reichs- und Städtegründer, kurz ihre Nationalheroen in Dichtungen und Sagen verherrlicht" haben. „Besonders haben sie die Geburts- und Jugendgeschichte dieser Personen mit phantastischen Zügen ausgestattet, deren verblüffende Ähnlichkeit, ja teilweise wörtliche Übereinstimmung bei verschiedenen, mitunter weit getrennten und völlig unabhängigen Völkern längst bekannt und vielen Forschern aufgefallen ist." Konstruiert man nach dem Vorgang von Rank, etwa in Daltonscher Technik, eine „Durchschnittssage", welche die wesentlichen Züge all dieser Geschichten heraushebt, so erhält man folgendes Bild:

„Der Held ist das Kind vornehmster Eltern, meist ein Königsohn.

Seiner Entstehung gehen Schwierigkeiten voraus, wie Enthaltsamkeit oder lange Unfruchtbarkeit oder heimlicher Verkehr der Eltern infolge äußerer Verbote oder Hindernisse. Während der Schwangerschaft oder schon früher erfolgt eine vor seiner Geburt warnende Verkündigung (Traum, Orakel), die meist dem Vater Gefahr droht.

Infolgedessen wird das neugeborene Kind meist auf Veranlassung des Vaters oder der ihn vertretenden Person zur Tötung oder Aussetzung bestimmt; in der Regel wird es in einem Kästchen dem Wasser übergeben.

Es wird dann von Tieren oder geringen Leuten (Hirten) gerettet und von einem weiblichen Tiere oder einem geringen Weibe gesäugt.

Herangewachsen, findet es auf einem sehr wechselvollen Wege die vornehmen Eltern wieder, rächt sich am Vater einerseits, wird anerkannt anderseits und gelangt zu Größe und Ruhm."

Die älteste der historischen Personen, an welche dieser Geburtsmythus geknüpft wurde, ist Sargon von Agade, der Gründer von Babylon (um 2800 v. Chr.). Es ist grade für uns nicht ohne Interesse, den ihm selbst zugeschriebenen Bericht hier wiederzugeben:

„Sargon, der mächtige König, König von Agade bin ich. Meine Mutter war eine Vestalin, meinen Vater kannte ich nicht, während der Bruder meines Vaters das Gebirge bewohnte. In meiner Stadt Azupirani, welche am Ufer des Euphrats gelegen ist, wurde mit mir schwanger die Mutter, die Vestalin.

4) Fünftes Heft der „Schriften zur angewandten Seelenkunde", Fr. Deuticke, Wien. Es liegt mir ferne, den Wert der selbständigen Beiträge Ranks zu dieser Arbeit zu verkleinern.

Im Verborgenen gebar sie mich. Sie legte mich in ein Gefäß von Schilfrohr, verschloß mit Erdpech meine Türe *und ließ mich nieder in den Strom*, welcher mich nicht ertränkte. Der Strom führte mich zu Akki, dem Wasserschöpfer. Akki, der Wasserschöpfer, in der Güte seines Herzens hob er mich heraus. *Akki, der Wasserschöpfer, als seinen eigenen Sohn zog er mich auf.* Akki, der Wasserschöpfer, zu seinem Gärtner machte er mich. In meinem Gärtneramt gewann Istar mich lieb, ich wurde König und 45 Jahre übte ich die Königsherrschaft aus."

Die uns vertrautesten Namen in der mit *Sargon* von *Agade* beginnenden Reihe sind Moses, Kyros und Romulus. Außerdem aber hat *Rank* eine große Anzahl von der Dichtung oder der Sage angehörigen Heldengestalten zusammengestellt, denen dieselbe Jugendgeschichte, entweder in ihrer Gänze oder in gut kenntlichen Teilstücken nachgesagt wird, als: Ödipus, Karna, Paris, Telephos, Perseus, Herakles, Gilgamesch, Amphion und Zethos u. a.

Quelle und Tendenz dieses Mythus sind uns durch die Untersuchungen von *Rank* bekannt gemacht worden. Ich brauche mich nur mit knappen Andeutungen darauf zu beziehen. Ein Held ist, wer sich mutig gegen seinen Vater erhoben und ihn am Ende siegreich überwunden hat. Unser Mythus verfolgt diesen Kampf bis in die Urzeit des Individuums, indem er das Kind gegen den Willen des Vaters geboren und gegen seine böse Absicht gerettet werden läßt. Die Aussetzung im Kästchen ist eine unverkennbare symbolische Darstellung der Geburt, das Kästchen der Mutterleib, das Wasser das Geburtswasser. In ungezählten Träumen wird das Eltern-Kind-Verhältnis durch aus dem Wasser Ziehen oder aus dem Wasser Retten dargestellt. Wenn die Volksphantasie an eine hervorragende Persönlichkeit den hier behandelten Geburtsmythus heftet, so will sie den Betreffenden hiedurch als Helden anerkennen, verkünden, daß er das Schema eines Heldenlebens erfüllt hat. Die Quelle der ganzen Dichtung ist aber der sogenannte „Familienroman" des Kindes, in dem der Sohn auf die Veränderung seiner Gefühlsbeziehung zu den Eltern, insbesondere zum Vater, reagiert. Die ersten Kinderjahre werden von einer großartigen Überschätzung des Vaters beherrscht, der entsprechend König und Königin in Traum und Märchen immer nur die Eltern bedeuten, während später unter dem Einfluß von Rivalität und realer Enttäuschung die Ablösung von den Eltern und die kritische Einstellung gegen den Vater einsetzt. Die beiden Familien des Mythus, die vornehme wie die niedrige, sind demnach beide Spiegelungen der eigenen

Familie, wie sie dem Kind in aufeinander folgenden Lebenszeiten erscheinen.

Man darf behaupten, daß durch diese Aufklärungen sowohl die Verbreitung wie die Gleichartigkeit des Mythus von der Geburt des Helden voll verständlich werden. Umsomehr verdient es unser Interesse, daß die Geburts- und Aussetzungssage von Moses eine Sonderstellung einnimmt, ja in einem wesentlichen Punkt den anderen widerspricht.

Wir gehen von den zwei Familien aus, zwischen denen die Sage das Schicksal des Kindes spielen läßt. Wir wissen, daß sie in der analytischen Deutung zusammenfallen, sich nur zeitlich von einander sondern. In der typischen Form der Sage ist die erste Familie, in die das Kind geboren wird, die vornehme, meist ein königliches Milieu; die zweite, in der das Kind aufwächst, die geringe oder erniedrigte, wie es übrigens den Verhältnissen, auf welche die Deutung zurückgeht, entspricht. Nur in der Ödipussage ist dieser Unterschied verwischt. Das aus der einen Königsfamilie ausgesetzte Kind wird von einem anderen Königspaar aufgenommen. Man sagt sich, es ist kaum ein Zufall, wenn gerade in diesem Beispiel die ursprüngliche Identität der beiden Familien auch in der Sage durchschimmert. Der soziale Kontrast der beiden Familien eröffnet dem Mythus, der, wie wir wissen, die Heldennatur des großen Mannes betonen soll, eine zweite Funktion, die besonders für historische Persönlichkeiten bedeutungsvoll wird. Er kann auch dazu verwendet werden, dem Helden einen Adelsbrief zu schaffen, ihn sozial zu erhöhen. So ist Kyros für die Meder ein fremder Eroberer, auf dem Wege der Aussetzungssage wird er zum Enkel des Mederkönigs. Ähnlich bei Romulus; wenn eine ihm entsprechende Person gelebt hat, so war es ein hergelaufener Abenteurer, ein Emporkömmling; durch die Sage wird er Abkomme und Erbe des Königshauses von Alba Longa.

Ganz anders ist es im Falle des Moses. Hier ist die erste Familie, sonst die vornehme, bescheiden genug. Er ist das Kind jüdischer Leviten. Die zweite aber, die niedrige Familie, in der sonst der Held aufwächst, ist durch das Königshaus von Ägypten ersetzt; die Prinzessin zieht ihn als ihren eigenen Sohn auf. Diese Abweichung vom Typus hat auf Viele befremdend gewirkt. Ed. Meyer, und andere nach ihm, haben angenommen, die Sage habe ursprünglich anders gelautet: Der Pharao sei durch einen prophetischen Traum[5] gewarnt worden, daß ein Sohn seiner Tochter ihm und dem Reiche Gefahr bringen werde. Er läßt darum das Kind nach seiner Geburt im Nil aus-

5) Auch im Bericht von Flavius Josephus erwähnt.

setzen. Aber es wird von jüdischen Leuten gerettet und als ihr Kind aufgezogen. Zufolge von „nationalen Motiven", wie Rank es ausdrückt,[6] habe die Sage eine Umarbeitung in die uns bekannte Form erfahren.

Aber die nächste Überlegung lehrt, daß eine solche ursprüngliche Mosessage, die nicht mehr von den anderen abweicht, nicht bestanden haben kann. Denn die Sage ist entweder ägyptischen oder jüdischen Ursprungs. Der erste Fall schließt sich aus; Ägypter hatten kein Motiv, Moses zu verherrlichen, er war kein Held für sie. Also sollte die Sage im jüdischen Volk geschaffen, d. h. in ihrer bekannten Form an die Person des Führers geknüpft worden sein. Allein dazu war sie ganz ungeeignet, denn was sollte dem Volke eine Sage fruchten, die seinen großen Mann zu einem Volksfremden machte?

In der Form, in der die Mosessage uns heute vorliegt, bleibt sie in bemerkenswerter Weise hinter ihren geheimen Absichten zurück. Wenn Moses kein Königssprosse ist, so kann ihn die Sage nicht zum Helden stempeln; wenn er ein Judenkind bleibt, hat sie nichts zu seiner Erhöhung getan. Nur ein Stückchen des ganzen Mythus bleibt wirksam, die Versicherung, daß das Kind starken äußeren Gewalten zum Trotz sich erhalten hat, und diesen Zug hat denn auch die Kindheitsgeschichte Jesu wiederholt, in der König Herodes die Rolle des Pharao übernimmt. Es steht uns dann wirklich frei anzunehmen, daß irgend ein später, ungeschickter Bearbeiter des Sagenstoffes sich veranlaßt fand, etwas der klassischen, den Helden auszeichnenden, Aussetzungssage Ähnliches bei seinem Helden Moses unterzubringen, was wegen der besonderen Verhältnisse des Falles zu ihm nicht passen konnte.

Mit diesem unbefriedigenden und überdies unsicheren Ergebnis müßte sich unsere Untersuchung begnügen und hätte auch nichts zur Beantwortung der Frage geleistet, ob Moses ein Ägypter war. Aber es gibt zur Würdigung der Aussetzungssage noch einen anderen, vielleicht hoffnungsvolleren Zugang.

Wir kehren zu den zwei Familien des Mythus zurück. Wir wissen, auf dem Niveau der analytischen Deutung sind sie identisch, auf mythischem Niveau unterscheiden sie sich als die vornehme und die niedrige. Wenn es sich aber um eine historische Person handelt, an die der Mythus geknüpft ist, dann gibt es ein drittes Niveau, das der Realität. Die eine Familie ist die reale, in der die Person, der große Mann, wirklich geboren wurde und aufgewachsen ist; die andere ist fiktiv, vom Mythus in der Verfolgung seiner

6) l. c., p. 80, Anmerkung.

Absichten erdichtet. In der Regel fällt die reale Familie mit der niedrigen, die erdichtete mit der vornehmen zusammen. Im Falle Moses schien irgendetwas anders zu liegen. Und nun führt vielleicht der neue Gesichtspunkt zur Klärung, daß die erste Familie, die, aus der das Kind ausgesetzt wird, in allen Fällen, die sich verwerten lassen, die erfundene ist, die spätere aber, in der es aufgenommen wird und aufwächst, die wirkliche. Haben wir den Mut, diesen Satz als eine Allgemeinheit anzuerkennen, der wir auch die Mosessage unterwerfen, so erkennen wir mit einem Male klar: Moses ist ein — wahrscheinlich vornehmer Ägypter, der durch die Sage zum Juden gemacht werden soll. Und das wäre unser Resultat! Die Aussetzung im Wasser war an ihrer richtigen Stelle; um sich der neuen Tendenz zu fügen, mußte ihre Absicht, nicht ohne Gewaltsamkeit, umgebogen werden; aus einer Preisgabe wurde sie zum Mittel der Rettung.

Die Abweichung der Mosessage von allen anderen ihrer Art konnte aber auf eine Besonderheit der Mosesgeschichte zurückgeführt werden. Während sonst ein Held sich im Laufe seines Lebens über seine niedrigen Anfänge erhebt, begann das Heldenleben des Mannes Moses damit, daß er von seiner Höhe herabstieg, sich herabließ zu den Kindern Israels.

Wir haben diese kleine Untersuchung in der Erwartung unternommen, aus ihr ein zweites, neues Argument für die Vermutung zu gewinnen, daß Moses ein Ägypter war. Wir haben gehört, daß das erste Argument, das aus dem Namen, auf Viele keinen entscheidenden Eindruck gemacht hat.[7] Man muß darauf vorbereitet sein, daß das neue Argument, aus der Analyse der Aussetzungssage, kein besseres Glück haben wird. Die Einwendungen werden wohl lauten, daß die Verhältnisse der Bildung und Umgestaltung von Sagen doch zu undurchsichtig sind, um einen Schluß wie den unsrigen zu rechtfertigen, und daß die Traditionen über die Heldengestalt Moses in ihrer Verworrenheit, ihren Widersprüchen, mit den unverkennbaren Anzeichen von Jahrhunderte lang fortgesetzter tendenziöser Umarbeitung und Überlagerung alle Bemühungen vereiteln müssen, den Kern von historischer Wahrheit dahinter ans Licht zu bringen. Ich selbst teile diese ablehnende Einstellung nicht, aber ich bin auch nicht imstande, sie zurückzuweisen.

Wenn nicht mehr Sicherheit zu erreichen war, warum habe ich diese Unter-

7) So sagt z. B. Ed. Meyer: Die Mosessagen und die Leviten, Berliner Sitzber. 1905: „Der Name Moše ist wahrscheinlich, der Name Pinchas in dem Priestergeschlecht von Silo . . . zweifellos ägyptisch. Das beweist natürlich nicht, daß diese Geschlechter ägyptischen Ursprungs waren, wohl aber, daß sie Beziehungen zu Ägypten hatten“ (p. 651). Man kann freilich fragen, an welche Art von Beziehungen man dabei denken soll.

suchung überhaupt zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht? Ich bedauere es, daß auch meine Rechtfertigung nicht über Andeutungen hinausgehen kann. Läßt man sich nämlich von den beiden hier angeführten Argumenten fortreißen und versucht, Ernst zu machen mit der Annahme, daß Moses ein vornehmer Ägypter war, so ergeben sich sehr interessante und weitreichende Perspektiven. Mit Hilfe gewisser, nicht weit abliegender Annahmen glaubt man die Motive zu verstehen, die Moses bei seinem ungewöhnlichen Schritt geleitet haben, und in engem Zusammenhang damit erfaßt man die mögliche Begründung von zahlreichen Charakteren und Besonderheiten der Gesetzgebung und der Religion, die er dem Volke der Juden gegeben hat, und wird selbst zu bedeutsamen Ansichten über die Entstehung der monotheistischen Religionen im allgemeinen angeregt. Allein Aufschlüsse so wichtiger Art kann man nicht allein auf psychologische Wahrscheinlichkeiten gründen. Wenn man das Ägyptertum Moses' als den einen historischen Anhalt gelten läßt, so bedarf man zum mindesten noch eines zweiten festen Punktes, um die Fülle der auftauchenden Möglichkeiten gegen die Kritik zu schützen, sie seien Erzeugnis der Phantasie und zu weit von der Wirklichkeit entfernt. Ein objektiver Nachweis, in welche Zeit das Leben Moses' und damit der Auszug aus Ägypten fällt, hätte etwa dem Bedürfnis genügt. Aber ein solcher fand sich nicht und darum soll die Mitteilung aller weiteren Schlüsse aus der Einsicht, daß Moses ein Ägypter war, besser unterbleiben.

Das Kind im Manne

Aus einer Sammlung „Der ferne Klang"

Von

Theodor Reik

Den Haag

I.

Schwermut und Heiterkeit bei Josef Israels.

Wenn ich jetzt an dem Haus in der Koniginnegracht 2 vorübergehe, taucht manchmal das Bild von Jozef Israels auf, der hier lange gewohnt hat. In diesem Interieur, glaube ich, hat Jan Veth den alten Mann gemalt, der mit ruhigem, etwas müdem Blick vor sich hin sieht. Meistens aber stelle ich mir das Selbstporträt Israels vor, mit dem Hut auf dem etwas vorgeneigten Kopf, die Augen nicht beschaulich, nur schauend; im Hintergrund sein großes Bild „David und Saul". Immer geht die Vorstellung der ungewöhnlich kleinen Gestalt des Malers der Erinnerung an seine Bilder voraus, als wolle sie etwas Bestimmtes aussagen. Vielleicht bedeutet diese Folge nur die Bejahung des Satzes, daß jeder große Künstler nur sein eigenes Porträt male. Wenn Israels das getan hat, so hat er es ohne Emphase und unaufdringlich getan. Er hat es „*sans accent*" gemalt.

Visuelle Vorstellungen von den zahlreichen Bildern tauchen auf, die ich gesehen habe, eine lange Reihe düsterer und anmutiger Szenen. Mit wenig Bedauern sieht man die großen Gemälde der Frühzeit, die mehr Sentimentalität als Gefühl zeigen, rasch vorüberziehen, empfindsame Episoden und Historienmalerei. Hinter ihnen erscheint in der Erinnerung schon das Gesicht eines Fischers, der sein Töchterchen am Arm trägt, während der größere Junge an seiner Seite läuft. Der Mann geht ruhig an dem Grab der Mutter der beiden Kleinen vorüber. Das Gesicht unter der Fischerhaube läßt in seiner Verschlossenheit ahnen, was in dem Manne vorgeht. Ein anderes Bild, der „Schipbreukeling": ein düsterer Zug bewegt sich im Morgengrauen gegen den Beschauer zu. Voran eine junge Fischerfrau; ihre zwei Kleinen drücken sich an die abwesend vor sich Hinblickende. Hinter ihr kommen vom Fischerboot die Männer, die den Ertrunkenen tragen. Weit und ruhig dehnt sich im Hintergrunde die See. Das Doppelbild: „Alleen op de wereld". Die Frau, die weinend am Bett sitzt, in dem der Mann eben den letzten Atemzug getan hat. Auf dem anderen Bild die Gestalt eines Mannes im Halbdunkel; er sitzt schwer und tränenlos auf einem Sessel und starrt vor sich hin. Das

Licht, das vom Fenster links einfällt, beleuchtet den entseelten Körper der Frau im Bett. Es streift die Kappe des Mannes, die am Boden liegt, und die Hände, die schwer auf seinen Knien ruhen. Es gibt keinen Trost. (Die Erinnerung an einen Bericht taucht auf, den ich unlängst gelesen habe:[1] wie ein einfacher alter Mann, dessen Kinder durch den Ozean von ihm getrennt waren und der die letzten Jahre mit seiner hilfsbedürftigen Frau allein lebte, lange schweigend vor diesem Bild gestanden hatte. Dem Manne war wenig Sinn für Kunst eigen und er war ins Rijksmuseum nur gegangen, weil man ihm soviel davon gesprochen hatte. Er hatte sich, nachdem er „Alleen op de wereld" lange betrachtet hatte, zu seinem Begleiter gewendet und gesagt: „Ja, das würde ich kaum ertragen können, wenn es über mich käme".) Andere Bilder: „Twee oude vrienden": ein Greis und ein Hund einander gegenüber am Kamin im Abendlicht. „Als men oud wordt": ein altes verhutzeltes Weiblein, die hageren faltenreichen Hände, die frieren, gegen das offene Feuer ausgestreckt.

Die unvergeßbare Gestalt, die auf der Türschwelle des Amsterdamer Trödlerladens sitzt: „Een zoon uit het oude volk". Aus den Augen des alten Händlers blickt nicht nur die Hoffnungslosigkeit dieses Jakob Städle, den Israels verewigt hat, wie Rembrandt den Franz Banning Cock und den Wilhelm van Ruytenburg der „Nachtwache", sondern die Schwermut einiger Millionen. Das Bibelwort „Still und stumm sitzt er da, denn er hat es auf sich genommen" ist hier Fleisch geworden. Was da kauert, ist weniger ein Häuflein Unglück als ein Stück auf den Mist geworfener Menschheit, ein „*refuse*" wie die alten Kleider, die zerbrochenen Regenschirme, die Teller, Krüge und Stöcke, die den Trödler umringen. Dennoch: nicht nur ein Häufchen Unglück. Noch in Fetzen ein stolzer Mensch, heruntergekommen, doch nicht niedrig, entwurzelt und deklassiert, dennoch der Sohn des alten Kulturvolkes. Andere Bilder: die Judenhochzeit, ein Rabbinerporträt aus der Frühzeit Israels, der Thoraschreiber.

Es folgen in der Erinnerung Bilder anderen Charakters, Bilder, die viel sagen, ohne vielredig zu sein. Das Innere morscher und armseliger Fischerhäuser, die See, ein Wagen am Weg, ein kleines Mädchen im Babystuhl, das mit einem Kätzchen spielt in einer dunklen und ärmlichen Stube, in die ein Sonnenstrahl fällt („Speelkamaraden".) Die „Dorfmadonna" ist eine junge arme Frau, die beglückt auf das Baby in ihren Armen herabsieht. Ihrem Bild folgen viele andere von Müttern, die ihren Kindern helfen, oder Kindern, die ihre schwachen Kräfte dazu benützen, ihre Müttern Hilfe zu leisten („Moeders hulp"), von Fischerfrauen, die heimkehren oder auf die See hin-

1) Bei W. Haverkamp: Josef Israels het Evangelie predikende met zijn penseel. Nijmwegen 1899. S. 29.

aussehen, von wo die Männer heimkommen sollen, kochen, nähen oder ruhen, von kleinen Mädchen und Buben, die fröhlich in den Wellen spielen. Die Luft von Zandvoort und Scheveningen weht scharf und hell durch diese Bilder. Israels, dessen Bilder einem Kritiker „*peint d'ombre et de douleur*" schienen, findet warme und freundliche Töne, wenn er das Leben in der Familie armer Fischer und Zimmerleute schildert. Er malt idyllische Szenen in dürftiger Umgebung, das Glück der Kinder und das der jungen Mütter.

Sein Leben war bis in späte Mannesjahre eine harte Schule der Armut und des Ringens um Erfolg gewesen. Israels aber blieb heiter, liebte die kurze holländische Pfeife, sein Glas Wein, freute sich am Spiel der Kinder und an der Schönheit der Natur. Noch als Vierundsiebzigjähriger konnte er auf seiner Studienreise nach Spanien und Nordafrika voll knabenhaften Übermutes sein. Viele Seiten seines Reiseberichtes[2] sprechen von der guten Laune dieses alten und junggebliebenen Herzens. Israels, dessen frühe Bilder mit Recht als sentimental bezeichnet wurden, wird wortkarg und holländisch zurückhaltend, wenn er über Persönliches sprechen soll. Das Buch über die Spanienreise gibt die Eindrücke von der Reise eines Malers, der fröhlich und aufnahmsfähig ein fremdes Land bereist, aber der letzte Satz lautet: „Und dem Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, will ich noch sagen, daß wir wohlbehalten in das Vaterland zurückkehrten; Familie und Freunde begrüßten uns herzlich bei unserer Ankunft. Die Hand aber, die früher am freudigsten ausgestreckt wurde, um mich zu empfangen, die war nicht da."

Fast siebenundachtzigjährig ist Israels gestorben. Bis zuletzt hat jeder Tag — mit Ausnahme des Samstags — den kleinen Mann gebückt vor seiner Staffelei gesehen. Gerne hat er in den letzten Jahren Erinnerungen aus seiner Frühzeit in Groningen und Amsterdam erzählt, von seinen Kämpfen, Enttäuschungen und Erfolgen. Lächelnd hat sich der Greis in leicht hingeworfenen Bemerkungen über die Zeichen der Schwäche des Herzens und der Beine hinweggesetzt. Als er sich einmal mit einem deutschen Kunstgelehrten[3] über Spaziergänge in dem geliebten Haagschen Bosch unterhielt, sagte er: „Wenn nur meine Füße dasselbe wollten, was ich will. Aber die Leute überholen mich alle. Und Sie wissen", fügte er doppelsinnig hinzu, „es ist mir peinlich, zurückzubleiben." Der starke Ehrgeiz, der einmal den jungen Künstler vorwärtstrieb, wird hier heiter und überlegen betrachtet. Als er später im Invalidenstuhl vom Studio ins Wohnzimmer getragen werden mußte, sagte er demselben Besucher augenzwinkernd: „Sie müssen wissen, ich tue das nur aus Liebe zu meinen Leuten. Wenn ich wollte, könnte ich die Treppe ganz allein hinaufgehen." Auch hier wird wie in dem anderen Aus-

2) Uit Spanje. Amsterdam 1903.
3) Dr. Max Eisler, Josef Israels (The Studio). London 1924.

spruch die humoristische Lust zum größten Teil aus erspartem Gefühlsaufwand gewonnen. Wir erwarten Schmerz und Trauer über die eigene Hinfälligkeit, aber wir finden, daß sich der Maler diesen Affekten entzieht und sich heiter über seine Gebrechen hinwegsetzt. Indem er sich darüber lustig macht, erspart er es sich — und uns — traurig darüber zu werden. Auch der andere Charakter, den Freud dem Humor zugeschrieben hat, daß ihm die Welt und das Ich kindlich erscheint, wird in einem solchen Beispiel erkennbar. Wenn der greise Maler behauptet, er lasse sich nur aus Liebe für seine Familie tragen, er könne aber eigentlich ganz gut allein die Treppe hinaufgehen, erscheint da nicht im Hintergrund das Kind, das sich zumutet, die Treppen allein hinaufgehen zu können, und sich gleichsam nur aus Liebe zur Mutter hinauftragen läßt? Durch viele Überlagerungen schimmert das Urbild der Kinderzeit durch.

Bedeutsamer ist, daß das spezielle Gefühl, das im Humor erspart wird, in der besonderen Tönung seines Ausdruckes psychologisch erratbar wird. Durch das Auffinden dieser Nuance erkennt man, wie viele Arten von Humor möglich werden. Im Ausspruch des alten Malers erkennt man z. B. ein Beispiel von wehmütigem Humor. Der noch merkbare Anteil der Trauer gibt dem humoristischen Ausspruch seinen besonderen Charakter, so wie eine geringe Menge eines bestimmten Gewürzes einer Speise ihren besonderen Geschmack verleiht.

Auch im anderen Beispiel, der heiteren Anmerkung über den Widerstand der eigenen Füße gegen den Willen des Spaziergängers, ist der psychologischen Betrachtung der Rückweg zum kindlichen Leben geöffnet. Die schwachen Kräfte des kleinen Jungen erlaubten es nicht, mit den Erwachsenen Schritt zu halten, so wenig wie die des Greises, den die anderen Spaziergänger überholen. Dieser humoristische Ausspruch nähert sich übrigens schon der Selbstironie oder dem Witz. Er steht an der Grenze zwischen heiterer Einsicht in die eigene Schwäche und schmerzlicher Auflehnung; er oszilliert zwischen der Tendenz, sich über sich lustig zu machen, und der, traurig zu werden. Nur eine kleine Satzänderung, etwa durch ein hinzugefügtes Wort, und an Stelle einer humoristischen Selbstbetrachtung wäre ein bitterer oder selbstironischer Witz getreten. (Eine solche Stimmung, die von der eigenen erbärmlichen Situation ihren Ausgang nimmt, kann sich auch in einer Aggression gegen andere witzig entladen: Heine, der am Sterbebett von seinem Arzt gefragt wurde, ob er noch pfeifen könne, antwortete in dieser Art: „*Hélas non, pas même les pièces de Scribe*".) Der Grenzcharakter des Ausspruches rührt daher, daß das ersparte Gefühl, das am Grunde des Humors liegt, sich nicht nur verbirgt, sondern auch verrät. Das unterdrückte Bedauern über die Unmöglichkeit, den eigenen Ehrgeiz zu be-

friedigen, („Sie verstehen, es ist mir schmerzlich, daß andere mich überholen") hat einen leise akzentierten Ausdruck gefunden. Es ist, um den früheren Vergleich aufzunehmen, ein Minimum mehr Gewürz in die Speise gemischt worden. Daß sich der greise Maler jetzt freimütig zu seiner Ehrbegierde bekennt, gibt dem Wort in diesem Augenblick, da er auf sie wie auf etwas Halbüberwundenes zurückblickt, doch einen heiter-versöhnlichen Klang. Diese Verschiebung des Gesichtspunktes gegenüber den Regungen des Ichs, diese Überlegenheit und Versöhnung mit sich und seinem Schicksal, lenkt vom Witzigen ab in das Gebiet des Humors.

Zwei Hauptmotive durchziehen das Werk dieses Malers: menschliche Einsamkeit und Gebrechlichkeit und die Anmut junger Mütter, spielender Kinder; die Mahnung an „*Mans mortality*" und der Trost eines neuen Aufstieges. Die Enkel, die ihn umringten, haben seinem Altern gewiß viel Freude gegeben. Mit ihnen konnte er wieder Kind werden und sich der Drohung der Vernichtung für Augenblicke entziehen. Der Anblick ihres Ernstes und ihres Spieles haben ihm auch den Weg zu dem besonderen seelischen Zustand, den sein Humor voraussetzt, erleichtert. Die Verwandlung in ein Kind, das die Welt und sich selbst als Spiel betrachtet, ist die wichtigste Voraussetzung humoristischer Betrachtung: so ihr nicht werdet wie die Kinder, kommt ihr nicht in dieses Himmelreich.

II.

Heine und Mathilde.

Als Heine die junge, schöne Verkäuferin Mirat 1834 kennen und lieben lernte, war er selbst noch jung und lebensfreudig. Mathilde war liebenswürdig und leidenschaftlich, von heiterem und heftigem Temperament, eine Pariser Grisette und ein unwissendes Kind. Diese *ménage Parisien* hatte weniger den Charakter der Familiengründung als den eines *jeu de famille* mit Papagei und Spässen, Ausfahrten ins Theater und in den Bois. Mathilde war, als Heine sie kennen lernte, so ungebildet, daß sie weder lesen noch schreiben konnte. Die einzigen deutschen Worte, die sie durch längere Zeit sagen konnte, waren „Meine Frau"; sie nannte sich selbst so. Erst spät kamen: „Nehmen Sie Platz" und der hebräische Ausdruck „Nebbich" dazu. Sie hatte nie ein Gedicht von Heine gelesen und erkundigte sich bei Bekannten, ob es stimme, daß der Geliebte ein berühmter Dichter sei. Als einmal jemand Heines Geist rühmte, versicherte sie unwirsch, der Dichter verstelle sich nur so. Heine „*c'est un très bon garcon, très bon enfant, mais quant à l'esprit, il n'en a pas beaucoup*". So ergötzlich lautete das Urteil dieser Pariser Grisette über einen der geistreichsten Männer des Jahrhunderts. Heine aber

war immer aufs neue entzückt über Mathilde, die ihn um seiner selbst willen liebte.

In der Zeit, die dem jahrelangen Martyrium, diesem langsamen Sterben des Gelähmten, voranging, spielten die beiden wie Kinder miteinander. Mathilde machte Szenen, bekam gelegentlich Wutanfälle, wälzte sich am Boden und konnte über den Tod ihres Papageis ebenso unglücklich sein wie über den ihrer Mutter. Ihre plötzlichen Ausbrüche, über die Heine sich oft amüsierte, wichen rasch schmeichelnder Zärtlichkeit. Der Dichter lebte glücklich mit seiner Frau, deren allzu lebhaftes Temperament ihn bei seinen Arbeiten störte. Wenn er manchmal ungehalten rief: „*Laissez moi tranquille!*" hüpfte sie trällernd im Zimmer auf und ab. Sie ahnte nicht, welche Arbeit sie störte. Er aber sah ihr freundlich zu, legte die Feder hin und führte sie zum Boulevard spazieren. Ihr Zorn, der heftig aufwallte, um rasch abzuebben, ergötzte ihn wie eine possierliche Komödie. Wenn Heine seinen „kleinen Hausvulkan" neckte, bekam sein Wesen selbst etwas spielerisch Kindliches.

Bald kam die schreckliche Zeit, da die Lähmung so weit vorgeschritten war, daß er die Lippen kaum bewegen konnte und viele Tage stumm dasaß neben Mathilde, die seufzte: „*Quelle Allemande conversation!*" Dann kamen die Jahre, da der Dichter an die Matratzengruft gefesselt war. Abgemagert, mit geschlossenen Augen, die eingefallenen Wangen von einem Bart umrahmt, lag er hilflos da, einem Märtyrer ähnlich. Seine Eifersucht entlud sich in Gedichten, seine Angst um den Besitz Mathildens in kurzen halberstickten Ausbrüchen: „Ich muß jetzt alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen" sagte er einmal, „wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männer konkurrieren?"[4]

In den kurzen Intervallen aber, da es ihm besser ging, konnte er wie ein Kind mit seiner Frau scherzen. Er behandelte sie auch wie ein Kind, sah sie manchmal bewußt als solches:

„Sie war mir Weib und Kind zugleich
Und geh ich in das Schattenreich,
Wird Witwe sie und Waise sein".

Er redete ihr vor, daß Christus einmal Erzbischof von Paris gewesen sei, und sie glaubte es. (Der zum Zeugen aufgerufene Coiffeur war in ernstem Zweifel.) Das Album in violettem Samt, in das Mathilde berühmte Besucher Heines einzuschreiben bat, war häufig Gegenstand von Scherzen, deren kind-

4) Diese und andere Aussprüche sind den „Gesprächen" mit Heine, hgb. von H. H. Houben 1926, und dem Buch „Mathilde" von Walter Victor 1931 entnommen.

licher Charakter unverkennbar ist. Wenn Mathilde es versäumt hatte, ihr Album einer Zelebrität vorzulegen, riet er ernsthaft: „Du solltest es besser füttern!" Er amüsiert seine Frau, wenn er ihr Geld vorzählt, denn er zählt niemals „*un Louis, deux Louis*" etc., sondern „*un ami, deux amis, trois amis*". Einmal berichtet er einer befreundeten Besucherin, daß er in der Nacht von einer jener schrecklichen Krisen heimgesucht worden sei, von denen die Ärzte jedesmal fürchteten, daß sie die letzte sein würde. Mathilde sei voll Schrecken an sein Bett geeilt, habe ihn geliebkost und heftig geweint. Er hörte sie klagen: „Nein, Henri, nein, du wirst mir das nicht antun; du wirst nicht sterben. Du wirst Mitleid mit mir haben. Diesen Morgen habe ich schon meinen Papagei verloren. Wenn auch du stürbest, ich wäre zu unglücklich." Der Schwerkranke berichtet: „Das war mir Befehl; ich gehorchte, ich habe fortgefahren zu leben. Sie begreifen, liebe Freundin, wenn man mir triftige Gründe angibt . . ." Wenn er nur mäßige Schmerzen hat, ist er noch immer zu ähnlichen Neckereien und Scherzen gelaunt. Dann kann er sich auch mit Kindern unterhalten, die zu Besuch gekommen sind, so wenn er häufig mit der kleinen Alice Arnaud spielt, die er mit Kuchen füttert und der er schöne Geschichten von Himmel und Hölle erzählt. „Sie weiß nun", berichtet er später einem Freunde, „daß es im Himmel so schön und glänzend hergeht, daß man dort Kuchen ißt, *du matin au soir. Et comme le bon Dieu a des marmitons, qui sont les anges et que les anges quand ils ont bien mangé, s'essuient la bouche avec leurs ailes blanches*". „*Ce que du reste est bien sale de leur part*", unterbrach ihn das Kind. „Meine Frau", erzählte der Dichter dem Besucher, „hat darüber und, wie das Kind sich in die Vorstellung von den kuchenessenden Engeln und ihrer Flügelbenützung vertieft hat, und über meine Freude daran so gelacht, daß ihr die Tränen von den Wangen liefen. Ich aber habe die ganze darauffolgende Nacht sehr lustige Verse gemacht".

Hier spricht nicht der Satiriker, der große Spötter Heine, sondern der Humorist, der selten erkannt wird, weil der andere so sehr im Vordergrund steht. Auch ohne den Schlußsatz seiner Erzählung, der von dem Schreiben lustiger Verse in der Nacht berichtet, würde der Psychologe, der die Gedichte Heines liest, erkennen, einen wie großen Einfluß Kindervorstellungen auf ihre Konzeption und Ausführung hatten. Der bedeutende Anteil des kindlich Schalkhaften ist in der psychologischen Würdigung der Heineschen Phantasie fast unbemerkt geblieben. Es ließe sich aber leicht nachweisen, wie viele seiner Gedichte dort ihren Ausgangspunkt haben, um in der Umwendung und Umarbeitung von Kindervorstellungen ins Witzige oder Grausige zu enden.

Nicht nur das Material stammt aus der gleichen Werkstatt. Oft ist die

Pointe ihrer Wirkung nach aus dem Überraschenden eines alten Kinderglaubens, einer infantilen Angstvorstellung erklärbar.

Dieselbe Kindlichkeit tritt uns unverhüllter in den angeführten Beispielen entgegen. Obwohl wir wissen, wie einfacher Mittel sich dieser Humor bedient, können wir uns schwer seinem Reiz entziehen. Er erreicht seine komische Wirkung manchmal dadurch, daß eine animistische Vorstellung, ein Denkbild aus der Zeit des Glaubens an die Beseelung unbelebter Objekte aufgegriffen und der Weltauffassung der Erwachsenen gegenübergestellt wird. Der Mathilde gegebene Rat, ihr Autographenalbum gut zu füttern, erhält von dort her seinen komischen Charakter. Ähnlich ist die Wirkung bestimmt, wenn eine Redensart in kindlicher Art wörtlich genommen wird wie beim Zählen von Geld „*Un ami, deux amis*“ etc. Auch hier wird der komische Effekt durch den überraschenden Eindruck erreicht, den der Kontrast der infantilen Denkweise zur Anschauung der Erwachsenen hervorruft. Wir denken dabei, daß eine überraschende Regression in die überwundene Kindervorstellungswelt unter veränderten psychologischen Bedingungen das Gefühl des Unheimlichen erweckt. Gerade bei Heine kann man ausgezeichnete Beispiele dieses dichterischen Effektes finden.

*

Meistens ist es „das gute, dicke Kind“, dem zuliebe eine so kindliche humoristisch wirkende Anschauung produziert wird. Es ist so, wie wenn der Dichter durch ihre Anwesenheit, durch das Kindhafte ihres Charakters zu solchen Scherzen angeregt würde, ihm das Hinabgleiten in Kinderdenkweisen erleichtert würde. Nicht immer ist die Natur des Spasses rein humoristisch: wenn der Abstand zwischen den Anschauungssphären nicht groß genug genommen wird, wird sie witzig. Der Scherz nähert sich dann einer Neckerei wegen Bildungsmangels oder wegen naiver Auffassung: so wenn Heine Mathilde vorredet, Christus sei einmal Erzbischof von Paris gewesen. Hier wird nicht mehr die Anschauung eines Kindes zu der der Großen, sondern die Auffassung einer ungebildeten Person zu der des Unterrichteten in Gegensatz gebracht.

Durch die Anwesenheit noch eines Kindes wird der Dichter in erhöhtem Maße zu solcher Reproduktion kindlicher Vorstellungen angeregt, so wenn er der kleinen Arnaud von den kuchenessenden Engeln, die sich mit ihren Flügeln den schmutzigen Mund abwischen, erzählt. Ein großer Anteil an der komischen Wirkung ist hier dem Behagen über das Sichgehenlassen in bezug auf die Gebote der Reinlichkeit zuzuschreiben. Heine produziert hier den Humor; in seinem Bericht tritt aber hervor, wie sehr er zugleich Humor genießen kann. Der komische Effekt steigert sich nämlich, wenn

die fünfjährige Zuhörerin, die noch an die Engel glaubt, aber schon zu strenger Reinlichkeit erzogen ist, tadelnd bemerkt, das sei sehr schmutzig von den himmlischen Wesen.

Charakter und Herkunft dieses Humors können nicht zweifelhaft erscheinen; der Konstrast der wiederaufgenommenen kindlichen Denkweise und der Anschauung eines Erwachsenen wird hier deutlich genug. Die Vorstellung von den kuchenessenden und unartigen Engeln, die dem Kinde gewiß nicht fern liegt, ist, von einem Erwachsenen erzählt, als solche schon ein Ausdruck der Distanz von der Kinderanschauung. Der Engelsglaube selbst wird damit als kindlich oder vielmehr kindisch gekennzeichnet. Der komische Eindruck wird durch die Weiterführung und die absurde Erweiterung der kindlichen Anschauung erreicht. Soweit geht der Anteil der humoristischen Produktion Heines in der Erzählung. Das andere Stück Heiterkeit wird durch die Reaktion des kleinen Mädchens beigetragen. In dem Gespräch mit der Kleinen erscheinen nämlich die Rollen umgekehrt: der Erwachsene hat sich in seiner Phantasie in ein Kind verwandelt, um mit dem Kinde noch einmal verlorene Lust wiederzugenießen. Das Kind, das vor noch nicht langer Zeit der Erziehung zur Reinlichkeit erbitterten Widerstand entgegengesetzt hat, ist den göttlichen Gestalten gegenüber ernsthaft und kritisch. Es ist, wie wenn die Kleine die Künstlichkeit in der Kindlichkeit des Dichters gespürt hätte und sich nun in derselben Art, in einer Demonstration von Erwachsensein revanchierte. Es ist also nahezu ein Zusammentreffen von zwei angenommenen psychischen Haltungen. Beide wissen, daß diese Haltung unecht ist. Die Erwachsenen amüsieren sich darüber, daß die Kinder viele Sachen so ernst nehmen, während sich die Kinder über die Erwachsenen amüsieren, indem sie sich selbst erwachsen gebärden. Daß sich dieses Ineinanderspielen aber in der Sphäre der Vorstellungen von unartigen Engeln abspielt, verstärkt die humoristische Wirkung der Szene.

Nicht anders als das kleine Mädchen hat der Dichter das große behandelt. Er hat es gehänselt und geneckt, wie wenn es sein Kind wäre. Wenn er erzählt, wie Mathilde bei seiner schweren Krise untröstlich war, weil sie es nicht ertragen könne, an einem Tage außer dem Papagei noch ihren Mann zu verlieren, wird diese Art der Behandlung transparent. Er habe ihrem Befehl gehorcht und weitergelebt: „*Vous comprenez, quand on me donne de bonnes raisons . . .*“ Hier wird nicht nur Mathilde geneckt und als Kind behandelt, dem der Tod des nächsten Menschen und der ihres Papageis gleich wichtig erscheint. Angesichts einer solchen Auffassung von Leben und Tod hat sich Heine mit der Geliebten in ein Kind verwandelt, kindliche Denkweisen auch für sich als gültig angenommen. Wenn er erzählt, er habe dem Befehl, weiterzuleben, gehorcht, so akzeptiert er den von seiner Frau

übernommenen Kinderglauben an die magische Allmacht der Gedanken. Wenn er den Tod des Papageis als „triftigen Grund“ für den Wunsch Mathildens, er solle heute nicht sterben, anerkennt, stellt er sich lächelnd auf dieselbe Gefühls- und Gedankenstufe, um doch aus der Vogelperspektive auf sie herabzusehen. Die Zärtlichkeit für dieses Kind-Weib hat ihn dazugebracht, den lieben Weg zur Kinderzeit wiederzufinden, noch auf der dunklen Schwelle zur Vernichtung.

Der Humor tritt uns hier schon in einer sekundären, abgeleiteten Form entgegen. Das Objekt wird von jener Ichinstanz, die aus der Aufnahme der Eltern entstanden ist, wie das Ich behandelt. Vielleicht kann man in den spezifischen Zügen dieses Humors noch das Urbild dieses Über-Ichs, die Eltern, wieder erkennen, das Echo ihrer Spiele, ihrer kleinen Neckereien, ihrer Tröstungen. Als ein Musterbeispiel jener Einstellung zum Ich, die ursprünglich dem Humor zugrundeliegt, kann der Bericht angesehen werden, den Maurice Etienne von seinem Besuch bei dem schwerkranken Dichter gibt. Etienne war gerade gekommen, als die Pflegerin, eine große Mulattin, den abgezehrten und armseligen Körper Heines sorgsam von seinen Matratzen am Boden emporhob, um ihn ins Bad zu tragen. Als Heine des Besuchers ansichtig wurde, scherzte er: „Da sehen Sie, wie man mich in Paris auf Händen trägt“. Die doppelsinnige Verwendung einer Redensart nähert den Ausspruch dem Witz. Er stellt eine jener Legierungen von Witz und Humor dar, die der Leser so häufig in Heines Dichtungen findet. Der eigene hilflose Zustand wird nicht mehr tragisch genommen, sondern tragikomisch. Die erzwungene Rückkehr in eine der Kindheit ähnliche Situation kann zum Trost werden. Aus der fast unerträglichen Misere seines Daseins flüchtet Heine mit diesem Scherzwort in die Phantasie, ein Kind noch zu sein, wie ein Kind getragen und verwöhnt zu werden. Die Verwertung der Situation, die dem Besucher das Elend Heines deutlich vor Augen führt, bezeichnet in der Produktion eines Scherzes für beide einen Lustgewinn.

Die Voraussetzung für eine solche seelische Verwendung ist folgende: jene Ichinstanz erkennt, wie erbärmlich das Ich ist, und sie erbarmt sich seiner. So ist in dem Scherzwort ein Nachhall mütterlicher Zärtlichkeit, die dem Kind leise tröstend über seine Schmerzen hinweghilft. Für einen Augenblick kann so die schreckliche Situation in eine unbewußt erwünschte verwandelt werden. Das Ich erscheint für eine Sekunde sich selbst und dem Zuhörer wie ein Kind, das von der Mutter oder ihrem Ersatz auf den Händen getragen wird. Es wollte gerade weinen und lächelt schon: die Mutter hat es auf die Arme genommen. Das bedeutet aber, daß Schmerz und Trübsal bald vorbei sein werden. Sie waren bald vorbei.

Die zweierlei Mechanismen der Identifizierung[1]

Von

Gustav Hans Graber

Stuttgart

I.

Die Psychoanalyse stellte ab und zu Probleme, Hypothesen und auch gesicherte Forschungsergebnisse auf, die aus der *Selbstwahrnehmung* gewonnen wurden, einer Methode, die vor allem durch das in der analytischen Situation eigenartig vertiefte gegenseitige Sicheinfühlen gefördert wird; denn sie gleicht einem Seelenspiegel, in dem Subjekt und Objekt oft zugleich oder auch vertauscht erscheinen.

Freilich, Arzt und Patient blicken mit verschiedener Absicht hinein: letzterer will und soll sich selbst darin erkennen, sieht jedoch statt dessen oft den Arzt. Dieser seinerseits ist bestrebt, das wirkliche Bild des Patienten zu erkennen, entdeckt aber darin häufig auch das eigene.

Die fast ausschließlich einseitig gerichtete Arbeitsweise der Fremdwahrnehmung seitens des Forschers, die in den übrigen empirischen Wissenschaften noch viel stärker überwuchert, hat gerade durch die Psychoanalyse eine empfindliche Einschränkung und zugleich eine wertvollste Ergänzung erfahren. Längst sind wir uns wieder bewußt, daß der *eigentliche* Weg zur Wahrheitserkenntnis, also der Weg zum letzten Ziel aller Wissenschaft, der *Weg nach innen* ist. Ja, es erhebt sich die Frage, ob nicht bei tiefster Wahrnehmungsanalyse sich herausstellt, daß jede Fremdwahrnehmung auf dem Umweg einer unbewußten Identifizierung mit einer meist ebenfalls unbewußten Selbstwahrnehmung zustande kommt.

Vor einigen Jahren machte ich, in dem Bestreben vertiefter Einfühlung und Herstellung eines Gefühlskontaktes mit dem Patienten, die Beobachtung, daß ich, unter möglichster Ausschaltung jedes anderen zielgerichteten Denkens, mich intensiv in ihn *hineindachte*, in ihn *hineinversetzte*, und zwar im wortwörtlichen oder metapsychologischen Sinn, d. h. also: indem ich mir vorstellte, wie ich mich — meist gestaltlos — im Körper des Patienten befinde, wie ich mit diesem zu eins verschmelze, dieselbe Atmung annehme, dieselben Gedanken denke, dieselben Reflexbewegungen habe. Dieses *Sichhineinfühlen* und *Sichhineinversetzen* hatte

[1]) Vortrag, gehalten am 26. April 1936 auf der Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse in Basel zur Feier des 80. Geburtstages von Prof. Sigm. *Freud*. — Wiederholt am 4. Oktober 1936 in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft in Berlin.

zumeist zur Folge, daß vor allem der Gefühlskontakt, spürbar in einer Gefühlsströmung, mit dem Patienten hergestellt oder verstärkt wurde und gleichzeitig letzterer meist widerstandsfreier arbeitete.

Zunächst stellte ich mir — wie wohl auch Sie — die Frage nach der Berechtigung solchen therapeutischen Verhaltens, das ich gelegentlich dann übte, wenn der Patient sich im Widerstand affekt- und gefühlstot erlebte. Eine Beantwortung dieser Frage der Technik gehört jedoch in einen anderen Zusammenhang. Theoretisch überlegte ich mir dagegen, daß es sich hierbei wohl um die Auswirkung einer Mutterleibssehnsucht handle. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß in meinen Veröffentlichungen diese Sehnsucht, dargestellt als ein im menschlichen Trieb- und Seelenleben zutiefst wirksames Begehren nach Wiederherstellung der ursprünglichen Mutter-Kind-Einheit, von jeher mein größtes Interesse beanspruchte.

Wie konnte sich nun bei dem Bestreben, den Patienten besser zu verstehen, ein solch regressiver Vorgang entwickeln? Überlegen wir uns, daß nach einem Worte Nietzsches das Höchste aus dem Tiefsten kommt — also höchstes progressives Verstehenwollen des anderen, als welches die Einfühlung oder Intuition doch wohl bezeichnet werden muß, den tiefsten regressiven Tendenzen entspricht — oder, nach Freud, höchste Über-Ich-Strebungen ihre Abkunft von tiefsten Es-Strebungen verraten.

Dieser Überlegung folgte die weitere, daß auch der Sprachgebrauch, der immer ursprünglichste Wirklichkeiten birgt, Begriffe wie „einfühlen", „hineindenken", „hineinversenken", „hineinversetzen", für einen psychischen Akt verwendet, der einem Mechanismus der Identifizierung entsprechen muß, einem Mechanismus also, der dem uns bekannten der Introjektion als gleichbedeutsam an die Seite zu stellen ist und der, als solcher bisher unerkannt, in der analytischen Literatur nicht erwähnt wurde.

Es drängen sich eine Reihe weiterer Fragen auf: zunächst diejenige der Berechtigung, den geschilderten psychischen Vorgang überhaupt als Identifizierung zu bezeichnen; sodann diejenige nach der Unterscheidung von der Objektbesetzung, der Verliebtheit; ferner die Frage nach der Beziehung beider Identifizierungsmechanismen zu den beiden Primärtrieben; die Frage der möglichen Unterscheidungen von Typen, zugehörig mehr zu dem einen oder anderen Identifizierungsmechanismus; die Frage der Beziehung zwischen Wahrnehmung und Identifizierung usw. Jedoch, den meisten dieser theoretischen Erörterungen vorausgehend, soll unser Interesse geweckt werden durch den Nachweis einer Evidenz vom Vorhandensein des erwähnten Mechanismus der Identifizierung aus Folklore, Sprachgebrauch, Dichtung, Äußerungen der Patienten, Fehlhandlungen, Träumen usw.

Ich schlage vor, zur Unterscheidung von der Introjektion als einer mehr aktiven Identifizierung den Mechanismus der Einfühlung als passive Identifizierung zu bezeichnen, da dort die Gefühlsbindung aktiv zur Eroberung des Objektes, hier hingegen passiv zur Hingabe des Subjektes führt.

Freud selbst stellt den Mechanismen und Gefühlsbindungen der Objektbesetzung und Verliebtheit diejenigen der Identifizierungen als „ungenügend bekannte, schwer darzustellende Vorgänge“[2] zur Seite, postuliert also damit für letztere eine Mehrzahl, schildert uns jedoch nur den einen uns bekannten Mechanismus der Introjektion auf seinen verschiedenen Wegen der Bildung und Auswirkung. Er deutet freilich an, daß die Identifizierung „als früheste und ursprünglichste Gefühlsbindung“ von Anfang an ambivalent ist, daß „sie sich ebenso zum Ausdruck der Zärtlichkeit[3] wie zum Wunsch der Beseitigung wenden kann“. Später bemerkt Freud, daß es sehr schwierig sei, die Verschiedenheit von Identifizierung und Objektwahl „metapsychologisch anschaulich darzustellen“ — und sagt ergänzend: „Eine andere Ahnung kann uns sagen, daß wir weit davon entfernt sind, das Problem der Identifizierung erschöpft zu haben, daß wir vor dem Vorgang stehen, den die Psychologie ‚Einfühlung‘ heißt, und der den größten Anteil an unserem Verständnis für das Ichfremde anderer Personen hat. Aber“, fügt er bei, „wir wollen uns hier auf die nächsten affektiven Wirkungen beschränken.“

Meine Untersuchung beabsichtigt, über die von Freud gesetzte Beschränkung hinauszugelangen, indem sie — davon ausgehend, daß die Identifizierung die „früheste und ursprünglichste Gefühlsbindung“ ist, — im weiteren nachzuweisen versucht, daß sie niemals aufhört zu bestehen, also auch nicht in der Objektwahl, nicht bei der Objektbesetzung und nicht in der Verliebtheit. Sie ist Grundlage, Bestand und Endziel jeder Objektbeziehung. Unausgesetzt und unnachgiebig bleibt die Seele gefangen vom Begehren der Verschmelzung mit dem Objekt, und zwar immer und ausnahmslos — entsprechend der Triebrichtung — von einem regressiven Begehren, das, nie erfüllbar, sein Ziel in der Wiederherstellung der Mutter-Kind-Einheit sieht. Diese Einheit kann gefühlsmäßig und psychisch nur erstrebt werden mittels des Mechanismus der Versetzung in das Objekt oder desjenigen seiner Introjektion. Im Mechanismus der passiven Identifizierung entpuppt sich zumeist das, was wir mit dem Begriff Liebe zusammenfassen, während in der aktiven

2) Freud: Ges. Schr., Bd. VI.
3) von mir gesperrt.

Identifizierung mehr das Umschlagen in den Haß sich manifestiert. In beiden jedoch nimmt das Ich die Eigenschaften des Objektes an (Freud), d. h. es ahmt die geliebte und die gehaßte Person nach. Es dürfte ihrem ambivalenten Charakter und ihrer Triebabhängigkeit zufolge allerdings schwer fallen, einem der beiden Mechanismen unvermischt zu begegnen. Am reinsten treten sie uns wohl in der Verliebtheit und in der Melancholie entgegen. Zudem sind wir gewohnt, beim gleichen Subjekt zeitliche Wechsel in ihrer Vorherrschaft zu sehen und zu erleben.

Während der Primitive den geschätzten Feind auffrißt, um bewußt oder unbewußt sich seine Kräfte und Eigenschaften anzueignen — also sich mit ihm zu identifizieren —, wird man vom Verliebten sagen müssen, daß er von der geschätzten Person aufgefressen, respektive einverleibt werden will, um mit ihr eins zu werden.

Natürlich ist der Wunsch, introjiziert zu werden, meist nur unbewußt, und es ist anzunehmen, daß gerade diese tiefste Wunschregung bei allen Menschen in zähester Verdrängung gehalten wird. Für diese Tatsache dürfte sprechen, daß bisher kein Analytiker den Mechanismus klar aufzuzeigen vermochte, obwohl sich jeder Tag für Tag in so und so viele seiner Patienten hineinversenkt. Es ist deshalb zu erwarten, daß meine Ausführungen auf starken Widerstand stoßen. Aber vergegenwärtigen wir uns erstens, daß in den Gedanken verschiedener Autoren über Mutterleibssehnsucht und Nirwanaprinzip bereits wichtige Erkenntnisse vorliegen, ohne daß freilich die passive Identifizierung als Mechanismus erkannt und der aktiven Identifizierung gegenübergestellt worden wäre, und daß zweitens — wie Sie hören werden — die über Identifizierung veröffentlichten Arbeiten der letzten zehn Jahre sich meiner Problemstellung mehr und mehr näherten.

Ein kurzer Rückblick zeigt uns, daß sich Freud in der vor fünfzehn Jahren erschienenen Arbeit[4] um ein metapsychologisches Verstehen der Identifizierung bemühte. Spätere Autoren, wie z. B. Schneider und Fenichel, die sich in den vor zehn Jahren zu Freuds 70. Geburtstag erschienenen Arbeiten über dasselbe Thema äußerten, beschränkten sich darauf, entweder verschiedene Formen der Identifizierung aufzustellen (Schneider)[5] oder bisher erkannte „Gemeinsamkeiten und Differenzen der Identifizierungen" zusammenzustellen und metapsychologisch übersichtlich zu beschreiben (Fenichel).[6] Schneider spricht bereits von einer Ganzheitsidentifikation mit dem regressiven oder progressiven Streben nach Aufhebung des Differenziertseins. Bei Fenichel erfreut die große Anschau-

4) op. cit.
5) Über Identifikation, Imago, Bd. XII, 1926, S. 249—62.
6) Die Identifizierung, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIII, 1927, S. 309—25.

lichkeit der Darstellung, doch gesteht auch er, „daß die Lücken unseres Wissens hier noch allzu zahlreich" seien.

Dynamisch betrachtet sind die Identifizierungen, wie wir zu erkennen glauben, Manifestationen eines Triebverlangens aus dem Es und bedeuten als solche stete Neuauflagen der ursprünglichen intrapsychischen Objektrepräsentanz, die sich ihrerseits wiederum als Niederschlag der primären Identifizierung erweist. Zugleich jedoch offenbaren sich die Identifizierungen auch als eine Triebabwehr und bewirken Triebschicksale wie Objekt- und Zielveränderungen — Umwege also, die zwar ökonomisch gesehen stets zum anfänglichen Ziel bislang entbehrter Befriedigung, nämlich zur Verschmelzung mit dem Objekt, zurückführen sollen. Wenn Fenichel sagt, daß der „Objektverlust regelmäßige Voraussetzung der Identifizierung" ist, dann stimmen wir ihm bei, ja wir sehen die Richtigkeit dieses Satzes selbst dort begründet, wo, wie in der passiven Identifizierung — z. B. in der Verliebtheit —, sogar ein reales Objekt nicht verloren, sondern gefunden wurde. Die Verliebtheit belebt am intensivsten den archaischen Charakter und den Mechanismus der primären Identifizierung, die, wie auch die späteren Identifizierungen, dem Wiederholungszwang verwandt, als „Reaktion auf den enttäuschenden Verlust der Ich- und Außenwelt umfassenden Einheit" (Fenichel), also leztlich als Bestreben zur Wiederherstellung der Mutter-Kind-Einheit aufzufassen ist. Es ist klar, daß der Verlust dieser Einheit in keiner noch so intensiven Verliebtheit und Selbstentäußerung völlig rückgängig gemacht werden kann. Es bleibt stets ein Rest der Unbefriedigung, der zu immer intensiveren Versuchen der Identifizierung treibt. Je mehr das Subjekt sich der Verschmelzung mit dem realen Objekt der Liebe nähert, in desto krasseren Formen der Entselbstung bietet es sich an, freilich ohne je das Ziel der Ur-Identifizierung, die völlige körperlich-seelische Einswerdung zu erreichen. Die Verliebtheit rührt deshalb wie kein Phänomen an den Urschmerz, den ersten Objektverlust der Mutter bei der Geburt.

Ein moderner Dichter[7] läßt in einer Novelle den greisen Hirten und Magier Gondertalm von der Ehe erzählen, und ein junges Hochzeitspaar, das ihn um Rat gebeten, lauscht:

„Ihr werdet sehen", eifert er, „die Liebe ist grausam wie Feuer: . . . die Seelen ringen und saugen sich erbittert ineinander . . . Aber es geht nicht an, der Körper ist zu stark und spröde. Manchmal sind die Herzen sehr dicht beieinander unter der heißen Haut. Sie suchen gleichen Schlag. Sie pulsen, aber sie hämmern doch nur immer gegeneinander . . . Nach jedem Rausch packte mich wieder die Wut, daß mein Weib dort lag und ich hier . . . Einmal saßen wir beide am Tische. Sie sah mir zu, wie ich mit Lust und Hunger aß. Ich fuhr sie an: Was starrst du mir auf den Mund wie auf ein Wunder? Sie senkte die Augen

7) Adrien Turel: Selbsterlösung. Verlag S. Fischer, Berlin, 1919, S. 167 f.

und hob sie gleich wieder, weinend vor Glück: Du kannst so viel essen, stockte sie, warum kann ich nicht auch in dir aufgehen als Fleisch von deinem Fleische. Als sie das sagte, fuhr es mir durch den Leib, denn ich hatte niemals dergleichen zu ihr gesprochen. Ich ging hinaus und weinte . . ."

Der alte Gondertalm gab dem Hochzeitspaar ein Zeichen ihrer künftigen Ehe:

„Er hob zwei kleine, roh aus Wachs gebildete Puppen hervor, einen Mann und ein Weib. Er drückte sie Nabel an Nabel ineinander und begann die Leiber, die Köpfe, je zwei Arme und zwei Beine in eins zu kneten. Er formte mit zuckenden Händen hoch in der Luft, damit die Brautleute und alle anderen recht sehen konnten, was er tat. Sie standen übergebeugt. Mit ihren scharfen nebelgrauen Augen sahen sie die schmutzigen Puppen zwischen den fieberhaften krummen Fingern. Die winzigen Wachsgliedmaßen bogen sich hin und her wie in einem verzweifelten Ringen, sie wrangen sich ineinander mit seltsamen Verzerrungen; allmählich, mühsam wie eine Neugeburt glich sich alles aus und schmolz in eins. Der alte Schäfer sprach: Ich habe vierzig Jahre darüber nachgedacht. Jede Liebe will das. Der Mensch fühlt sich zu einsam und friert inmitten des Meeres".

Wenn ich zusammenfassend Verliebtheit (immer als höchstgesteigerte libidinöse Objektbeziehung aufgefaßt) und Identifizierung vergleiche, ergibt sich gegenüber Freuds bekannter Zusammenfassung[8] eine neuartige und, wie ich hoffe, klärende Darstellung:

1. Es bleibt zu Recht bestehen, daß die Identifizierung die „ursprünglichste Form der Gefühlsbindung an ein Objekt" ist.

2. Entsprechend der Ambivalenz aller Gefühlsbindungen spaltet sich auch die Identifizierungstendenz in zweierlei entgegengesetzt gerichtete Mechanismen, indem sie entweder wie in der Verliebtheit das Subjekt verleitet, passiv im Objekt aufzugehen, oder aber (als bisher bekannte Introjektion) aktiv das Objekt aufzusaugen. Ich würde also nicht mehr sagen, daß die Identifizierung „auf regressivem Wege zum Ersatz für eine libidinöse Objektbindung wird" (Freud), sondern daß der in der libidinösen Objektbindung vorherrschende Mechanismus der passiven Identifizierung umschlägt in denjenigen der aktiven. Der Umschlag erfolgt wohl regelmäßig als Reaktion auf eine Versagung.

3. Es kann auch nicht mehr heißen, daß die Identifizierung „bei jeder neu wahrgenommenen Gemeinsamkeit mit einer Person, die nicht Objekt der Sexualtriebe ist, entstehen kann" (Freud), sondern es ist so, daß jede neu wahrgenommene Gemeinsamkeit schon Ausdruck und Resultat der von Anfang an vorhandenen Identifizierung ist, die dem „Objekt der Sexualtriebe" gegenüber — wenn auch mit anderem Mechanismus sich manifestierend — mit derselben unverminderten Intensität fortbesteht wie gegenüber dem „desexualisierten Objekt".

8) op. cit., S. 306.

4. Auch die schwierige Frage, welche unterschiedliche Beziehung zwischen Objekt, Ich und Ich-Ideal oder Über-Ich bei der Verliebtheit und der Identifizierung besteht, dürfte bei unserer Betrachtungsweise nun eine Klärung finden:

Als Freud schließlich den Satz aufstellte, daß sich bei der Verliebtheit das Objekt an Stelle des Ich-Ideals gesetzt habe, äußerte er, es wäre „nun leicht", den Unterschied gegenüber der Identifizierung zu beschreiben, indem das Ich in jener verarme, in dieser sich „um die Eigenschaften des Objektes bereichere". Aber er war davon wenig befriedigt, merkte wohl, daß mit der Einbeziehung des Ich-Ideals die Frage eher komplizierter wurde, und gab schließlich nach zwei weiteren Darstellungsversuchen zum Schluß die in der ersterwähnten Auffassung angedeutete Formulierung.

Die Stelle, die das stete Ringen des großen Forschers um letzte Klärung wiederspiegelt, wirft Probleme auf, deren Lösung wir uns nun einen Schritt zu nähern versuchen. Ich zitiere:[9]

„Das Objekt hat sich" (bei der Verliebtheit) „an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt. Der Unterschied der Identifizierung von der Verliebtheit in ihren höchsten Ausbildungen, die man Faszination, verliebte Hörigkeit heißt, ist nun leicht zu beschreiben. Im ersteren Falle hat sich das Ich um die Eigenschaften des Objektes bereichert, sich dasselbe nach Ferenczis Ausdruck introjiziert; im zweiten Fall ist es verarmt, hat sich dem Objekt hingegeben, dasselbe an die Stelle seines wichtigsten Bestandteiles gesetzt. Indes merkt man bei näherer Erwägung bald, daß eine solche Darstellung Gegensätze vorspiegelt, die nicht bestehen. Es handelt sich ökonomisch nicht um Verarmung oder Bereicherung, man kann auch die extreme Verliebtheit so beschreiben, daß das Ich sich das Objekt introjiziert habe. Vielleicht trifft eine andere Unterscheidung eher das Wesentliche. Im Falle der Identifizierung ist das Objekt verlorengegangen oder aufgegeben worden; es wird dann im Ich wieder aufgerichtet, das Ich verändert sich partiell nach dem Vorbild des verlorenen Objektes. Im anderen Falle ist das Objekt erhalten geblieben und wird als solches von seiten und auf Kosten des Ichs überbesetzt. Aber auch hiegegen erhebt sich ein Bedenken. Steht es denn fest, daß die Identifizierung das Aufgeben der Objektbesetzung voraussetzt, kann es nicht Identifizierung bei erhaltenem Objekt geben? Und ehe wir uns in die Diskussion dieser heiklen Frage einlassen, kann uns bereits die Einsicht aufdämmern, daß eine andere Alternative das Wesen dieses Sachverhaltes in sich faßt, nämlich ob das Objekt an die Stelle des Ichs oder des Ich-Ideals gesetzt wird."

Soweit Freud. Wenn wir uns nun vorerst vergegenwärtigen, daß das Über-Ich selbst bereits Niederschlag von Identifizierungen ist, daß sogar auch das Ich im wesentlichen — ja vielleicht überhaupt — seine Entstehung den Identifizierungen verdankt, dann ahnen wir die Schwierigkeiten, die sich einer erschöpfenden metapsychologischen Darstellung entgegenstellen:

9) op. cit., S. 313 f.

Vorerst das *topisch-dynamische*: in der Verliebtheit — wie ähnlich in jeder Liebesbeziehung — wird vornehmlich durch den Mechanismus der *passiven* Identifizierung das Über-Ich und teilweise auch das Ich in das Objekt versetzt, d. h. es werden durch diesen Akt die früheren im Über-Ich, partiell aber auch die im Ich konservierten und meist unbewußt wirksamen Identifizierungen von den aktuellen mit dem realen Objekt abgelöst. Das Objekt tritt also an ihre Stelle, und somit ist ebenfalls berechtigt zu sagen, daß in der Verliebtheit „das Ich sich" (wenigstens zu einem Teil) „das Objekt introjiziert" hat. Der Mechanismus der aktiven Identifizierung macht sich wie eine Ergänzung in ihr geltend, spielt also eine weniger gewichtige und offensichtliche Rolle. Wir erkennen demnach, daß tatsächlich die Verliebtheit ein Identifizierungsakt bei erhaltenem Objekt ist,[10] und zwar ein *vollständiger*, d. h. einer, bei dem beide Identifizierungsmechanismen (primär der passive und sekundär der aktive) in Tätigkeit treten.

Bei der Identifizierung oder Introjektion, wie sie uns bisher bekannt war, — also nach realem Objektverlust — wird vorherrschend durch den Mechanismus der *aktiven* Identifizierung das Objekt ins Ich introjiziert, während das Über-Ich seine alte Herrschaft, wenig oder gar nicht verändert, weiter ausübt. Dagegen versucht das Ich mittels der *Projektion*, sich des neuen Introjekts, das bereits Ichcharakter trägt, zu entledigen und es ins Objekt zurückzuversetzen, d. h. der Mechanismus der Projektion entpuppt sich somit als eine Art verkappter Mechanismus *passiver* Identifizierung. Und so ergibt sich die Tatsache, daß auch der uns bisher bekannte Identifizierungsakt (Introjektion) ein *vollständiger* ist, d. h. primär den aktiven, aber sekundär auch den passiven Mechanismus benötigt. *Der Begriff der Identifizierung hat somit eine starke Erweiterung erfahren.*

Ökonomisch gesehen, ergibt sich mir eine Darstellung, die der anfänglich von *Freud* aufgestellten entgegengesetzt ist: es kann nicht stimmen, daß in der Verliebtheit das Ich „verarmt", daß das Objekt „schließlich in den Besitz der gesamten Selbstliebe des Ichs gelangt, so daß dessen Selbstopferung zur natürlichen Konsequenz wird". Es entspricht ferner eher einer vielleicht intellektualistischen Betrachtungsweise als der Schilderung des tatsächlichen Erlebens der Verliebtheit, wenn *Freud* dazu sagt: „Das Objekt hat das Ich sozusagen aufgezehrt. Züge von Demut, Einschränkung des Narzißmus, Selbstschädigung sind in jedem Falle von Verliebtheit vorhanden." Diese ökonomische Darstellungsweise widerspricht meiner, aber auch

10) Ähnlich schildert übrigens *Freud* den Sachverhalt für die *hysterische* oder wie sie später bezeichnet wurde, *partielle* Identifizierung, bei der die Objektbesetzung bestehen und — wenn auch nur beschränkt — wirksam bleibt.

Freuds eigener Ausführung, wonach das Objekt sich an Stelle des Ich-Ideals setzt, das Ich also dadurch von der „Summe aller Einschränkungen" befreit wird und das „großartige Fest" der Befreiung feiert, das Fest der unendlichen Bereicherung, dessen Freuden es mit dem Objekt teilt, in welchem seinerseits ein ebenso vom Über-Ich befreites Ich triumphiert. Denn es ist in Wirklichkeit doch nicht so, daß das Objekt der Verliebtheit etwa auch so grausam wäre wie das Über-Ich, im Gegenteil, es gewährt und bereitet dem Verliebten alle Freiheiten und Genüsse.

Umgekehrt bedeutet ökonomisch die Identifizierung (Introjektion) nach realem Objektverlust nicht eine Bereicherung des Ichs „um die Eigenschaften des Objekts", sondern eine Belastung. Das Ich fühlt sich durch die neue Identifizierung, die bei Wegfall des realen Objektes und bei unverminderter Herrschaft des Über-Ichs sich den früheren Identifizierungsniederschlägen beigesellt und mehr und mehr Über-Ich-Charakter erhält, eingeschränkt und muß entsprechend dem Über-Ich eine noch größere Tyrannei einräumen.

Bevor ich nun nach erfolgter Problemstellung empirisch an Hand einiger Beispiele auf Formen und Funktionen der passiven Identifizierung eingehe, ist es überleitend noch notwendig, einige Stellen aus der psychoanalytischen Literatur der letzten Zeit zu erwähnen, die, wie bereits vermerkt, sich meiner Auffassung nähern.

Schon in seiner Genitaltheorie sprach Ferenczi[11] von der „Identifizierung der sich Begattenden" und beschrieb den Vorgang beim Manne so, daß das Glied „als Miniatur des ganzen Ichs" nach stattgehabter Identifizierung mit der Frau durch Streicheln, Umarmen usw. — was einer „Introjektion der Organe des Weibes" gleichkomme — sehr wohl dem fremden Körper nun anvertraut werden könne.

Gerade der Begattungsakt wird uns jedoch nach Kenntnis des Mechanismus der passiven Identifizierung viel verständlicher: Der sich mit seinem Gliede und — was auch Ferenczi erwähnt — mit seinem Genitalsekret identifizierende Mann versetzt sich mit beiden in die Frau hinein, und so gelingt ihm gerade durch diesen Akt am vollkommensten die passive Identifizierung mit ihr. Andererseits müssen wir annehmen, daß bei der Frau im Begattungsakt die aktive Identifizierung die Hauptrolle spielt, nimmt sie doch den Mann in sich auf.

Ebenfalls in seiner Anwendung auf den Vorgang der libidinösen Objektbindung postuliert Alice Bálint[12] eine Erweiterung des Begriffes der Iden-

11) Versuch einer Genitaltheorie. Int. Psa. Verlag, Wien, 1924, S. 23 f.
12) Die Psychoanalyse des Kinderzimmers. Ztschr. f. psa. Päd., Bd. VI, 1932, S. 103—112.

tifizierung über Freud hinaus, indem sie die „identifizierende Denkweise in ihrem Wesen als mit dem Narzißmus verwandt" glaubt. Die Identifizierung bildet für sie „jene Brücke, die von der nackten Selbstliebe zum Liebgewinnen der Realität hinüberleitet", oder, mit ihrer anderen Formulierung, „die gemeinsame Grundlage des Lebens und des Verstehens ist die Identifizierung, ohne die beides unmöglich wäre". Alice Bálint versucht, von dieser Feststellung ausgehend, den Unterschied zwischen Liebhaben und Identifizierung herauszufinden, kommt dabei aber nicht über die Freudsche Darstellung hinaus. Sie erkennt nicht, in welcher Weise die Identifizierung sich im Liebhaben äußert.

Dagegen sucht Hoffmann in seiner vor Jahresfrist erschienenen interessanten Arbeit über „Projektion und Ich-Entwicklung"[13] die Vorgänge bei der primären Identifizierung auf der Stufe des Früh-Ichs zu schildern und kommt dabei meinem Gedankengang am nächsten. Er schreibt: „Die primäre Identifizierung ist stets eine totale, da auf dieser Früh-Stufe das Individuum stets als Ganzes reagieren muß. Das Objekt wahrnehmen, bedeutet... für das Kind Befreiung von Gefahr, d. h. von übergroßer Bedürfnisspannung und, nachdem dies geschehen ist, Zurückversetzung in den maximal-lustvollen Vorgang des Intra-uterin-Lebens. Das Objekt sich vorstellen, bedeutet das gleiche, denn zu dieser Zeit haben die Vorstellungen noch Wirklichkeitswert . . . Sich die Mutter vorstellen, bedeutet: sich eine Lust vorstellen . . . sich eine Lust vorstellen, bedeutet: sich totale, bezw. maximale Lust vorstellen . . . totale Lust sich vorstellen, bedeutet: totale Lust fühlen . . . totale Lust fühlen, bedeutet: die gesamte narzißtische Libido befriedigt zu haben, bedeutet somit: als Ganzes sich als lustvolles Subjekt fühlen . . . das Objekt sich vorstellen, bedeutet: sein Ich — das Früh-Ich — als lustvolles Subjekt fühlen."

Ohne daß Hoffmann die theoretischen Erwägungen stellt, schildert er doch hier — als zur primären Identifizierung gehörig — nicht nur den Mechanismus der passiven Identifizierung, sondern er setzt darüber hinaus — freilich ohne sich dieser Zusammenhänge voll bewußt zu sein — Wahrnehmen und Vorstellen auf dieser Stufe mit Identifizieren gleich. Ich werde später versuchen, einiges zur Evidenz dieser Gleichung beizusteuern; sie muß, da die Mechanismen auf der Stufe des Früh-Ichs auch später wirksam bleiben, deshalb auch im differenzierten Denken des Erwachsenen nachweisbar sein, d. h. auch dieses muß wohl als ein Zusammenwirken von

13) Ernst Paul Hoffmann: Projektion und Ich-Entwicklung, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935, S. 355.

innerer und äußerer Wahrnehmung im Grunde auf ein stetes Identifizieren reduzierbar sein.

II.

Wenn ich mir nun vorerst die Aufgabe stelle, aus den verschiedensten psychischen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft, Kunst usw. an Hand von Beispielen die passive Identifizierung, ihren Mechanismus und ihre Formen aufzuzeigen, dann muß ich Sie um Nachsicht bitten, denn ich werde ihr nur programmatisch, also nur in sehr bescheidenem Maße, gerecht werden können. Ich will bei dem Streifzug durch Folklore, Dichtung, Traummaterial, Äußerungen von Patienten, Sprachgebrauch usw. mit dem letzteren beginnen.

Wir haben längst gelernt, den Sprachgebrauch als symbolische Ausdrucksweise uralter, stets sich wiederholender Erlebnisse, als einen Niederschlag der Phylogenie und damit als stets von neuem wieder zu erkennende Wirklichkeit zu betrachten. Zu den bereits erwähnten Begriffen des sich ins Objekt Hineinfühlens, Hineinversetzens, Hineindenkens, die das Dynamische der Intuition und passiven Identifizierung wiedergeben, gesellt sich eine Menge verwandter: man spricht von „in jemandem *aufgehen*", „im Werk *aufgehen*", „sich in die Seele des andern, in eine Sache, ein Objekt *vertiefen*", „sich *hineingraben*", sich *hingeben*", „ins Innere des andern *versenken*" usw. Hören wir z. B., welche Ausdrucksweise Jung[14] und, ihn zitierend, Worringer gebrauchen: „Indem der Einfühlende aber seine Tätigkeit, sein Leben in das Objekt einfühlt, so begibt er sich damit ebenfalls ins Objekt, insofern der eingefühlte Inhalt einen wesentlichen Teil des Subjektes darstellt. Er wird zum Objekt, er identifiziert sich damit und kommt auf diese Weise von sich selbst los. Indem er sich objektiviert, entsubjektiviert er sich". Worringer sagt: „Indem wir aber diesen Tätigkeitswillen in ein anderes Objekt einfühlen, sind wir in dem andern Objekt. Wir sind von unserm individuellen Sein erlöst, solange wir mit unserm Erlebensdrang in ein äußeres Objekt, in einer äußeren Form aufgehen."

Mit etwas verächtlichem Unterton hört man etwa: „der schlüpft ja förmlich" (vulgär *per anum*) „in den anderen hinein", und gelegentlich kann man hören: „Ich bin in jemand hinein verliebt". Manchmal verrät aber die Ausdrucksweise auch einen Unterton von Aggression, wohl meist dann, wenn seitens des Objektes die Aufnahmebereitschaft den Wünschen der Hingabe nicht entgegenkommt. So schrieb mir kürzlich eine Kollegin nach ihrem Urlaub: „Ich habe mich gleich sehr in meine Patienten gestürzt, als ich von

14) C. G. Jung: Psychologische Typen, Zürich, 1925, S. 418.

der Reise kam". Sicher ist es ebenfalls auf ein Versagen seitens des Objektes zurückzuführen, wenn man gewaltsam in dasselbe *hineindringen* will; wie überhaupt aufmerksame Beobachtung lehrt, daß die Versagung seitens des Objektes nicht — wie wir bisher annahmen — unbedingt den Mechanismus der aktiven Identifizierung auslösen muß, sondern es kann die im Subjekt reaktiv aufwallende Aggression sich auch im Mechanismus der passiven Identifizierung äußern, und zwar etwa in dem Sinne, wie sich eine Patientin mir gegenüber ausdrückte: „Jetzt grad zu Leid! Sind Sie nicht willig, sich mir zu erschließen, dann brauche ich eben Gewalt und werde in Sie eindringen." Umgekehrt erwarten die Patienten eigentlich stets, daß der Analytiker sich in sie hineindenke, ja es wirkt gerade diese Haltung sehr oft als stärkster Widerstand. So äußerte sich mir gegenüber eine andere Patientin, die sich zu Anfang der Analyse heftigst gegen das Gebot des freien Einfalls wehrte, sehr energisch, aggressiv und ärgerlich — wobei ihr allerdings ein bedeutsames Versprechen unterlief —: „So *denken Sie sich doch einmal richtig in mich hinein!* Wie wollen Sie mich denn sonst verstehen! *Dringen Sie in mich ein,* fragen Sie mich, dann werde ich mich Ihnen keinesfalls *erschließen!*"

Bei den angeführten Beispielen sprachlicher Ausdrücke für die passive Identifizierung handelt es sich durchwegs um ein totales Einverleibtwerden des Subjektes, also um eine „totale"[15] Identifizierung. Das gilt auch für jene Redewendungen, bei denen etwa nur ein Körperteil des Objektes in Frage kommt, wie „jemandem im Kopf sitzen", „von jemandem ins Herz geschlossen werden", „jemandem auf dem Magen, im Sinn oder in den Ohren liegen". Die partielle Identifizierung beansprucht den passiven Mechanismus ebenso in Redewendungen wie „sein Herz, seinen Kopf verlieren" usw. Im übrigen sahen wir, daß das Sich-Introjizieren wie bei der aktiven Identifizierung nicht ausschließlich den oralen Weg gehen muß, sondern ebenfalls durch andere Körperöffnungen, wie Nase, Augen, Ohren, Genitalien, After, Haut usw. erfolgen kann.

Eine häufige Redewendung, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdient und die zugleich die Betrachtung auf folkloristische Daten überleitet, sei noch erwähnt: Wenn wir Patienten auf ihre Abwehrmechanismen aufmerksam machen, erhalten wir gelegentlich zur Antwort: „Ich kann doch nicht aus meiner Haut heraus", oder: „Es ist zum aus-der-Haut-fahren", oder: „Sie könnten auch nicht anders, wenn Sie in meiner Haut stecken würden!" Die Äußerungen erinnern uns an die alltäglichen Redewendungen:

15) „total" im herkömmlichen Sinn, so wie der Begriff für die aktive Identifizierung gebräuchlich war, zum Unterschied von meiner Darstellung der vollständigen Identifizierung mit beiden Mechanismen.

„in der Haut des anderen stecken“, *„sich in der Haut des anderen fühlen“*, die tatsächlich einen ursprünglichsten Brauch mit passiver Identifizierung wiedergeben, den wir bereits im Totemismus vorfinden.

Während Frazer im Totemismus lediglich die Identifizierung der an der Totemmahlzeit Teilnehmenden mit dem Totem sah, versuchte Freud den tieferen Sinn der Identifizierung bewußt zu machen, wobei er zwar auch hier schon seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Mechanismus der aktiven Identifizierung, d. h. dem Verzehren des Totems zuwandte und die vorausgegangene Identifizierung, die darin bestand, daß der Stammesgenosse, der an der Mahlzeit teilnahm, *sich in die Haut des Totems steckte* oder — je nach der Tiergattung — sich dessen Hörner, Federn usw. aufsetzte, unberücksichtigt ließ. Der Primitive versetzt sich also gleichsam in das Totemtier hinein und symbolisiert damit ein Gefressenwordensein, d. h. er tätigt den Mechanismus der passiven Identifizierung, um auf diese Weise die Identität mit dem Totem bekunden zu können. Wir erkennen also auch in dem Ritus des Totemmahles die vollständige Identifizierung (passiv und aktiv), wobei es schwer fallen dürfte, festzustellen, ob die passive oder aktive Identifizierung primär wirksam ist. Man möchte allerdings annehmen, daß die passive Identifizierung vorausgeht, da sich die Stammesgenossen bereits vor der Mahlzeit in die Haut usw. des Tieres versetzen. Übrigens ist auch bei den von Freud erwähnten und mit dem Totemismus in Beziehung gebrachten Knaben, die an Tierphobien litten, das tatsächliche oder gefürchtete Gebissenwerden, hinter dem das Gefressenwerden steckt, die frühere Identifizierung. Indem also das Kind sich vom Tier unbewußt als aufgefressen erlebte, identifizierte es sich mit ihm und erst hernach aktivierte es den ganzen Vorgang, wollte nun auch seinerseits das Tier aufessen und ergänzte auf diese Weise die passive Identifizierung zur vollständigen. Der Mechanismus der passiven Identifizierung wird uns bei dem „kleinen Hahnemann“ Ferenczis besonders deutlich vor Augen geführt: Ein Huhn beißt ihn in sein Glied oder schnappt danach. Wie er später wieder an den Ort des traumatischen Erlebnisses kommt, wird er selbst zum Huhn und gackert und kräht. Wie in der aktiven Identifizierung, so setzt sich auch hier das *pars pro toto* durch: Das Kind identifiziert sich mit seinem Glied, wähnt und glaubt dieses und damit sich selbst vom Huhn aufgefressen und wird dadurch selbst zum Huhn.

Ein zehnjähriger Knabe, dessen Analyse seiner Gespensterangst ich kürzlich veröffentlichte,[16] litt seit seinem dritten Altersjahr an einer Schweinephobie, die sich später zur Gespensterangst modifizierte. *Er schlug* in einem

16) „Gespensterangst“, Psyche, Jahrg. 1935, Nr. 2/3.

Traum *den gefürchteten Eber tot, aß sein Fleisch, stopfte ihn aus, setzte sich dessen „Hörner“* (gemeint sind die Hauer) *auf und wurde* im Traum hernach *selbst zum kleinen Wildschwein,* dem man nichts machen darf, weil es sonst auch schon auf einen losgehen könnte wie der alte Eber.

In dem Kapitel „Tierphobien“ aus meiner früheren Arbeit über die „Ambivalenz des Kindes“[17] berichtete ich von einem anderen Knaben, der an einer Fuchsphobie litt und öfter träumte, daß er *einen Fuchs erlegte, ihn gemeinsam mit Geschwistern und anderen Beteiligten schlachtete, briet, aufaß und sich aus dem Fell ein Paar Lederhosen verfertigte.*

Im Zusammenhang mit dem letzterwähnten Traum wies ich damals schon auf die zweierlei Identifizierungen, die sich ergänzen, hin. Daß in den Träumen beider Knaben im Gegensatz zu meinen vorausgehenden Ausführungen über die Totemmahlzeit die passive Identifizierung der aktiven folgt, kann damit begründet werden, daß der Traum als Wunscherfüllung die Aktivierung und Abwehr des einstigen traumatischen Erlebnisses — des Gebissen- oder Gefressenwerdens — voranstellt und besonders hervorhebt.

Die Tatsache, daß in dem einen der beiden Träume ein Junge aus dem Fell des von ihm geschlachteten und verzehrten Fuchses sich ein Paar Lederhosen anfertigte, führt uns einen Schritt weiter zum Problem der Bekleidung, Verkleidung, Maskierung usw. als Mittel und Ausdruck passiver Identifizierung. Ein „sich in das Kleid oder ein Kleidungsstück eines anderen stecken“, wäre demnach — entsprechend dem Vorgang im Traum — gleichbedeutend mit „sich in die Haut des anderen versetzen“ und dies wiederum gleichbedeutend mit „sich in den anderen versetzen“, d. h. also als passive Identifizierung gleichbedeutend mit „der andere sein“. Auch dafür hat der Sprachgebrauch Redewendungen geschaffen wie u. a. „Kleider machen Leute“, „sich mit fremden Federn schmücken“ u. a. m. Einem außerordentlich femininen, latent passiv homosexuellen jungen Mann unterlief bei den Einfällen zu einem Traum folgendes illustrative Versprechen: *„Der Bube, den ich angehabt habe, hat mich selber erinnert . . .“* Der Patient wollte sagen: „Der Bube, den ich angesehen und der eine Mütze angehabt hat, wie ich sie als Kind trug, hat mich selber erinnert . . .“ Im Versprechen äußert sich die unbewußte Wunschregung, in der Mütze des Knaben, d. h. im Knaben selbst zu stecken, mit ihm so in passiver Identifizierung eins zu werden.

Im Märchen vom Rotkäppchen frißt der Wolf die Großmutter auf, zieht ihre Kleider an, setzt sich ihre Haube auf, legt sich in ihr Bett und täuscht so das Rotkäppchen. Die Episode schildert die beiden Mechanismen der

17) Int. Psa. Verlag, Wien, 1924.

vollständigen Identifizierung, das Auffressen und das Aufgefressensein, womit das Märchen andeutet, daß Großmutter und Wolf im Grunde identisch sind, nämlich unbewußte Personifikationen der geliebten und der gehaßten (oder gefürchteten) Mutter. Rotkäppchen selbst erliegt der nunmehr bösen Mutter = Wolf gegenüber dem Zwang der passiven Identifizierung, versetzt sich in sie hinein, d. h. wird gefressen. Der Jäger, der eine Vaterfigur darstellt, löst die Identifizierungen auf, versöhnt zwischen Mutter und Tochter und schaltet somit die aggressive und gehaßte Mutter aus, d. h. er läßt mit List den Wolf sich selbst umbringen.

Das Rückgängigmachen der Identifizierungen als Erlösungsvorgang finden wir in Märchen, Sagen und Legenden häufig. So berichtete ich in meiner Arbeit über Gotthelf „Die schwarze Spinne"[18] von einem transsylvanischen Märchen, in dem ein Mädchen einem von einer Frau geborenen Ziegenbock das Fell abzieht und es verbrennt, worauf sich dieser in einen schönen Mann verwandelt, mit dem die Erlöserin Hochzeit feiert. Wie im Rotkäppchen ist es auch hier die passive Identifizierung, die aufgehoben wird. Wir wissen, daß der Heilungsvorgang in der Analyse eine große Verwandschaft zeigt, indem ebenfalls alte Fixierungen, die immer zugleich Identifizierungen sind, sich auflösen. Bisher haben wir jedoch in der psychoanalytischen Therapie unser Augenmerk wohl ausschließlich der Auflösung aktiver Identifizierungen — d. h. dem Hergeben des Introjekts — zugewandt. Wir werden an einigen Beispielen sehen, daß das Sichbefreien aus der Umhüllung, Verkleidung, Maskierung — also gleichsam das Geborenwerden aus dem Körper der Person, mit der die passive Identifizierung vollzogen wurde — eine ebenso wichtige, wahrscheinlich sogar wichtigere Rolle spielt.

Die Frage drängt sich auf, ob und wie weitgehend in der Menschheitsentwicklung das Bekleiden, der Körperschmuck und die Maskierung ihre Bedeutung, ja ihren Ursprung dem Mechanismus der passiven Identifizierung verdanken, wissen wir doch, daß bei Urvölkern nicht nur das Fell, Zähne, Federn, Hörner usw. des Totemtieres dem Vorgang der Identifizierung dienten, sondern auch Körperteile des erlegten Feindes, wie Haare, Skalp, Zähne, Nägel usw., die aufgesetzt oder umgehängt wurden. Später werden die Körperteile ersetzt durch Schmuck, Kleidung und Bewaffnung, die der Sieger sich aneignet, anzieht oder umhängt.

Von hier aus leitet ein Gedanke der Analogie zum besseren Verständnis des Transvestitismus über. Der Wunsch, das andere Geschlecht zu vertreten, führt zum Mechanismus der passiven Identifizierung: sich in das

18) Imago, Bd. XI, 1925.

Kleid oder ein Kleidungsstück der Person des anderen Geschlechts zu versetzen, um auf diese Weise in ihr darinnen zu sein, mit ihr eins zu werden und entsprechend ein Mann oder eine Frau zu sein. Wenn der Schuhfetischist den Frauenschuh liebt und bewundert, bewundert er unbewußt in ihm die Frau selbst, und wenn er zwangsweise immer wieder den Schuh anzieht, damit auf die Straße geht, um sich bewundern zu lassen,[19] identifiziert er sich passiv mit der Frau selbst, steckt wie in ihrem Schuh gleichsam auch in ihrer Haut, ist sie selbst und läßt sich nun als Frau bewundern. So wie bei der aktiven Identifizierung häufig nur Teile des Objektes für das Ganze introjiziert werden, so introjiziert sich das Subjekt bei der passiven Identifizierung oft ebenfalls nur in Teile des Objekts, die aber immer auch für das Ganze gelten. Es kann jedoch auch der andere Fall eintreten, daß das Subjekt sich selbst nur partiell in das Objekt versetzt.

Neben Körperteilen, Kleidung oder Kleidungsstücken kann das *pars pro toto* auch so Ausdruck finden, daß Sprache, Gesang, Geruch, Exkremente, Urin, Blick usw. für die Person stehen:

Eine Patientin, die vor dem Klimakterium stand, hatte seit frühester Kindheit ihren höchsten, nie erfüllbaren, fiktiven Lebensplan darin gesehen, singen zu können, um mit der Stimme in das Herz des Vaters zu dringen, sich auf diese Weise ganz in ihn hineinzuzaubern, um ihn zu gewinnen, mit ihm eins zu werden. Beeindruckt von dieser obersten Leitidee, wurde das ganze Tun und Lassen der Patientin Zeit ihres Lebens Ausdruck immer sich wiederholender Versuche ihrer Verwirklichung. Die Frau erhielt so ihr bestimmtes Gepräge und wurde zum ausgesprochenen Typus passiver Identifizierung, über den wir später noch hören werden.

Eine andere Patientin, die in der Ehe seit Jahren an zähestem Vaginismus litt, in der Analyse längere Zeit hartnäckig Vorstellungen und Träume produzierte, in denen sie meinen Penis mit dem Munde oder der Vagina abbiß und verschluckte, sah eines Tages, als ihr diese Zusammenhänge schon ordentlich bewußt geworden waren, im Korridor meinen Mantel hängen, berührte ihn mit dem Gesicht und atmete seinen und damit meinen Geruch ein. Am folgenden Tage behauptete sie, sie habe den Geruch seitdem immer in sich gehabt, aber sie müsse gestehen, es sei ihr, als hätte sie ein schlechtes Gewissen, als hätte sie etwas weggenommen. Die inspiratorische Introjektion meines Mantels als Penissymbol und damit als Ersatz für mich selbst, ist unverkennbar. Interessant jedoch ist, daß die Patientin nach der Deutung am folgenden Tage eine Geruchshalluzination produzierte: Sie berichtete, als sie von der Analyse nach Hause gekommen sei (die Patientin hat eine Stunde

19) Siehe z. B. den Fall von Bunker: The Voice as (female) Phallus, Psa. Quarterly, Bd. III, S. 3.

Weg), sei ihr plötzlich der Geruch von meinem Zimmer und mir „entgegengeflogen". Darauf sei sie „ganz in dem Geruch dringewesen, wie von ihm und mir umgeben", und als sie ihre Kleider danach untersuchte, hätten auch die nach mir gerochen. Wir sehen, wie in dem beschriebenen Prozeß die als Aggression erkannte und deshalb abgewehrte aktive Identifizierung in den Mechanismus der passiven umschlägt, wobei der Geruch die Person vertritt.

Wieder ein anderer meiner Patienten, ein tuberkulöser, wegen einer Gonorrhöe unfruchtbar gewordener junger Mann mit der Struktur eines ausgesprochen passiv Homosexuellen und eines manifesten Masochisten, war zeitlebens völlig vom Zwang der passiven Identifizierung mit der erniedrigten Frau, hauptsächlich der Dirne, beherrscht. Vorstellungen wie: sich wegschmeißen, der Hund im Schoße der Frau sein, mit dem Penis, der Zunge, den Fingern, den Zehen usw. oder auch gänzlich in sie hineinschlüpfen, verfolgten ihn dauernd. Ähnliche Träume wie der folgende waren nicht selten:

Ich greife einer Frau unter den Rock an den After, dann macht sie vorne das Kleid auseinander. Ihr Körper ist nun von oben bis unten eine große Falte. Ich schneide ein Gesicht, aber sie sagt: das wird sauber gewaschen, dann kannst du dich da hineinlegen und ich klappe die Falte über dir zu. Ich tat es.

In der Selbsterniedrigung waren Kot und Urin für ihn unbewußt mit der Dirne identisch. Es ergaben sich öfter lustbetonte Phantasien, in denen Dirnen in eine Badewanne urinieren und exkrementieren und er sich da hineinlegt, um sich ihnen ganz zu unterwerfen, in ihnen aufzugehen, zu werden wie sie. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß bei diesem Patienten die passive Identifizierung den Eindruck einer Reaktionsbildung hinterläßt, und zwar als Ausdruck abzuwehrender schwerer Aggressionen gegen das weibliche Geschlecht.

Die beiden letzterwähnten Fälle lenken die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang von Aggressionstrieb und passiver Identifizierung und sind bereits Beispiele dafür, daß der Liebestrieb ebensowenig alleiniger Antrieb für den Mechanismus passiver Identifizierung sein kann wie die Aggression für denjenigen der aktiven. Sofern wir darauf zu achten gelernt haben, begegnet uns die reaktive passive Identifizierung als Abwehr der aktiven und der damit verbundenen Aggression in der Pathogenie sehr häufig, ist automatisch als Wendung ins Passive und gegen das Ich vom Masochismus begleitet und äußert sich als aufdringliche Überzärtlichkeit, als Mitleid, als dauernd sorgende und pflegende Einstellung, als jener Altruismus, dessen Verfechter sich selbst dem anderen zuliebe aufgeben und in ihm auf-

gehen will. Die beschriebene Objekteinstellung hemmt oder verhindert natürlich eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung: äußerlich besteht die Unfähigkeit, sich dem fixierenden Zwang der passiven Identifizierung und Unterstellung zu entziehen, während innerlich — meist unbewußt — die Rebellion dagegen tobt und der Drang nach Vernichtung des Objektes fortbesteht, wobei zwangsläufig in der passiven Identifizierung als Reaktionsbildung die Wiederkehr des Abgewehrten, nämlich versteckte Aggressionen, sich hervorwagen. Nach meinen Beobachtungen ließe es sich rechtfertigen, von einem pathogenen Typ reaktiver passiver Identifizierung zu sprechen, wie überhaupt die Charakterologie vom Gesichtspunkt der Identifizierungsmechanismen aus gesehen eine Bereicherung der Einsichten erfährt.

Hören wir jedoch zunächst noch drei Beispiele von passiver Identifizierung als aggressivem Akt:

Ambivalent, als Gemisch von realisiertem Liebesanspruch und Aggression, war die Äußerung der dreijährigen Lotte, eines kleinen „Struwwelpeters“[20], deren Analyse ich kürzlich veröffentlichte: Gegen Ende der Behandlung birgt eines Abends die kleinere und früher gehaßte Schwester Trude ihren Kopf im Schoße der Mutter. Lotte kommt dazu und schimpft: „Ja, schlupf du nur in die Mama rein, dann schlupf ich in dich rein und mit dir in die Mama rein!“ Ich schrieb damals: „Über den Weg radikalen Sicheinverleibens findet Lotte in der Mutteridentifizierung die verlorene Liebe zur Mutter und damit auch zur bisher gehaßten Trude wieder“ und würde heute ergänzen, daß auch die Schwester auf dem Weg der passiven Identifizierung liebgewonnen wurde, wenn auch im erwähnten Ausspruch noch der Unterton der Aggression mitschwang.

Ebenfalls ambivalent, aber doch schon sehr viel deutlicher aggresiv war das Verhalten einer Patientin mit ausgeprägt und vorherrschend melancholischen Mechanismen: Eines Tages brachte sie in die Analyse ein kleines Marzipanschweinchen und stellte es schweigend mit deutlich provozierender Gebärde vor mich hin, sprach jedoch nichts darüber. Als ich sie schließlich fragte, was sie damit bezweckte, wurde sie vorerst ausfällig im Ton und verlangte: „Sie sollen die Sau schlucken! Das bin ich. Ja, ich bin so ein Schwein. Und dann geschieht es Ihnen ganz recht, wenn Sie die Schweinerei im Bauch drin haben müssen“. Nach einiger Zeit aber fügte sie, wohl den Identifizierungsvorgang erkennend, mit weicher Stimme bei: „Dann sollen Sie mich wieder zur Welt bringen, aber so wie Sie sind, so gut.“ Ich lernte an diesem Fall noch ein Übriges, daß nämlich auch bei der Melancholie nicht ausschließlich der Mechanismus der Introjektion den Patienten beherrscht, —

20) „Lotte“ — ein kleiner Struwwelpeter, Psyche, Jahrg. 1935, Nr. 12.

dies weniger aus dem erwähnten Vorkommnis, das ja deutlich den Charakter eines Heilungsversuches zeigt, erkennend, als vielmehr daran, daß die Patientin oft und oft klagte, sie müßte sich immer gegen das „Hineinsacken" wehren, das Sich-völlig-Verlieren im anderen.

Das dritte Beispiel aggressiver passiver Identifizierung, die sich hier mehr als Aktivierung des vorher aus Schuldgefühlen masochistisch erlebten Mechanismus manifestiert, betrifft einen manisch-depressiven Neurotiker, der sich immer wieder als kleines Kind erlebte und schuldbeladen in Abwehr seiner Sadismen der Frau möglichst alles zuliebe tat. Er brauchte dabei oft den Ausdruck, er müsse ganz in sie hineinschlüpfen. Als er die Zusammenhänge mit seiner Mutteridentifizierung und der Fixierung an sie zu erkennen begann, schilderte er dies mit folgenden Worten: „Meine Mutter hat mich stets nur als ihr Spielzeug oder, besser noch, als ihren Penis behandelt. Ich habe sie deshalb gehaßt, aber das Schuldgefühl zwang mich wohl zur Identifizierung, mich ganz in sie einzufügen, ja in sie hineinzuschlüpfen, ihren Wünschen gefällig zu sein und als ihr Penis in ihr drin ihr Lust zu verschaffen." Tatsächlich stellte in der geschlechtlichen Beziehung zu seiner Frau der Gedanke, ihr Lust zu verschaffen, das eigene Begehren in den Schatten, verminderte die eigene Befriedigung oder schaltete sie völlig aus. Nach dieser Einsicht und im Zusammenhang neu auftauchender Kindheitserinnerungen brach dann in der Übertragung die Aggression durch, und zwar immer noch im Mechanismus der passiven Identifizierung. Bei einem Zornausbruch äußerte Patient zu mir: „Ich möchte so in Sie hineinfahren, wie ein Penis in eine Frau und möchte in Ihnen drin wüten."

Die Identifizierung mit dem Penis bewirkt übrigens, daß der passive Identifizierungsmechanismus beim Manne häufiger auftritt und sich intensiver auswirkt als bei der Frau. Vielleicht ist dies mit ein Grund, warum es weniger impotente Männer gibt als frigide Frauen. Meist verknüpft sich mit der Vorstellung, als Penis in sie zu gelangen, die uns bekannte, die Frau auf diese Weise mit einem Penis auszustatten und so der Kastrationsangst entgegenzuwirken. Aber auch von der Frau aus gesehen verstehen wir, daß ihre organisch-biologische Gegebenheit sie vornehmlich zum Objekt der passiven Identifizierung prädestiniert, da der Mechanismus mit der Mutterleibsregression identisch ist. Wo wir Frauen als Typen ausgeprägter passiver Identifizierung begegnen, finden wir stets eine vorwiegend homosexuelle Fixierung. Natürlich wird, besonders in der Verliebtheit, auch der Mann Objekt passiver Identifizierung, wofür ich Ihnen noch ein Beispiel einer aus dem Erlebnis erwachsenen Dichtung, der ich einige charakteristische Stellen entnehme, beifügen möchte, ein Beispiel, das uns übrigens in anschaulichster Weise den Wandel aus Liebesunfähigkeit und schwerster Depression, aus

aktiver Identifizierung als einziger Objektbeziehung in die Verliebtheit, Genesung und damit passive Identifizierung schildert:[21]

In den ersten Sonetten ringt die Dichterin noch mit ihrer Einsamkeit, ihrer Krankheit, mit den Zweifeln, den Aggressionen gegen den Geliebten, ja mit dem Tod. Im sechsten Sonett (VIII) bricht erstmals ihre Liebesbeziehung in Vorstellungen aktiver Identifizierung durch und beginnt die Zweifel zu zerstreuen:

> . . . mag Land um Land
> anwachsen zwischen uns, so muß doch dein
> Herz in dem meinen bleiben, doppelt schlagend,
> Und was ich tu und träume, schließt dich ein:
> so sind die Trauben überall im Wein . . .

Ihre Liebe ist noch die der Nehmenden. Sie getraut sich die Kraft des Gebens noch nicht zu (XI):

> . . . wer andres nicht zu geben hat, der muß nicht Geber werden
> . . . Nichts geben will ich; unrecht wäre das . . .

Aber immer mehr entwickelt sich ihr wahres Liebesgefühl und der innere Reichtum drängt zum Schenken. Bilder wie (XIV):

> . . . Denn deine Seele hob mich auf als eine Hinschwindende
> zu deinem Thron . . .

künden schon die wachsende Fähigkeit der Hingabe, die Wandlung zum Mechanismus der passiven Identifizierung und damit zur echten Liebe, die nun immer innigere Worte findet. (Man beachte die Bilder passiver Identifizierung):

> . . . Doch, in dich verloren, sehe ich die Liebe und der
> Liebe Ende . . . (XVII)
> . . . du kannst dich auch an meine Angst noch wagen
> und deinen Purpurmantel um mich schlagen,
> so daß mein Herz in deins gedrängt vergißt . . . (XVIII)
> . . . Geliebter, liebe mich, umgib mich ganz . . . (XXV)
> . . . Durch die eigne Schwere
> sinkt es (das Herz) in deine Tiefe, die wie Meere
> sich drüber schließen . . . (XXVII)
> . . . Ich sitz in deinem Blick . . . (XXXIII)
> . . . So tu auf und leid es, daß deine Taube flüchtet
> in dein Herz . . . (XXXVII).

Bevor ich nun in einem letzten Abschnitt ergänzend und zusammenfassend die Beziehungen der Identifizierungen zu den Trieben und zur Wahrnehmung

21) Elisabeth Barret-Browning: „Sonette aus dem Portugiesischen", Insel-Verlag, Leipzig. Die Dichtung war bereits Gegenstand analytischer Untersuchung in der Arbeit von Johanna Heimann: Die Heilung der Elisabeth Browning in ihren Sonetten, Imago, Bd. XXI, 1935, S. 227.

beleuchte, gestatten Sie mir noch kurz einige Hinweise und Beispiele zur Frage der Charakterologie und Typisierung. Es ist unbestreitbar, daß frühe Identifizierungen charakterformende Wirkungen haben, daß das, was wir etwa als charakterliche Panzerung bezeichnen, weitgehend übereinstimmt mit jenem Zustand des „sich in der Haut des anderen fühlen" und daß, wenn Patienten klagen: „Ich kann doch nicht aus meiner Haut heraus", sie sich besser ausdrückten: „Ich kann nicht aus der Haut des anderen heraus."[22] Es ist im Rahmen dieser Arbeit nur andeutungsweise möglich, den pathologischen Typ der reaktiven passiven Identifizierung zu beschreiben. Er zeichnet sich vor allem durch eine allgemeine Gehemmtheit aus und benimmt sich so, als ob er dauernd demonstrieren müßte: Ich kann doch nichts tun, ich bin doch nichts, denn ich bin ja in einem andern drin gefangen. Er zeigt ein aufdringliches Gebaren der Abhängigkeit und Unterwerfung, eine Vorliebe zum Sicheinschließen und Verkriechen, kann aber auch als Reaktion auf das Gefangensein die stereotype Gebärde des fanatischen Freiheitskämpfers bekunden.

Ein junger Arzt, der an einer psychogenen Aspermie litt und der — als Reaktionsbildung gegen die einst seiner Mutter geltenden Aggressionen — sein höchstes Lebensziel darin erblickte, eine Frau zu sein, kämpfte dauernd mit der Angst — hinter der der Wunsch steckte —, von der geliebten Frau wie von einem Vampyr aufgesaugt zu werden, ganz in ihr zu verschwinden. Jede leiseste Regung einer Aggression gegen sie wehrte er stets sofort mit einer passiven Identifizierung ab. Er tat unter stetem Tränenstrom des Mitleids alles, was die Geliebte wollte, damit „alles in schönster Ordnung" bleibe. Wenn sie zur Bahn ging und ihn einen Tag allein ließ, fürchtete er, es könnte ihr etwas zustoßen, ein Unglück, Krieg könnte hereinbrechen, Fliegerangriffe ihr Tod sein. Dann weinte er um die Ärmste und ermahnte sich, wenn sie zurückkäme, sich selber ganz aufzugeben, völlig in ihr aufzugehen, um sie zufrieden und glücklich zu machen. Und wenn ich ihn etwa in der Analyse auf seinen verborgenen Unwillen, seine Unzufriedenheit mit mir aufmerksam machte, dann weinte er ebenfalls und erklärte mir, wie freundlich ich sei und wie stolz er sei, daß er mir nicht gegenübertrete, daß er ganz in mein Lager komme, sich ganz in mir drin fühle.

Wir sehen, die Sprache des reaktiv aus Schuldgefühlen an sein Liebesobjekt Gebundenen ist dieselbe wie die des Verliebten: Sie gibt der passiven Identifizierung Ausdruck. Das Resultat des libidinösen Erlebens aber ist ein anderes: Hier Herabsetzung oder Ausschaltung des Über-Ichs und damit ver-

22) Als Buddha in das Nirwana einging, empfand er das Erlebnis so, als ob eine fremde Hülle von ihm abgefallen sei.

bunden das Glücksgefühl, dort aber ein Ausdruck seiner verstärkten Herrschaft und damit Leiden.

Eine 29jährige, unverheiratete Patientin, die sich selbst immer als lebenden Leichnam bezeichnete, stark frigid veranlangt war, „Todesanfälle" (von ihr so benannt) produzierte und immer wieder klagte, sie könne doch nicht aus ihrer Haut heraus, brachte eines Tages einen Traum, in dem sie die Gestalt eines Feuersalamanders hatte. Die Einfälle dazu ergaben das überraschende Ergebnis, daß sich die Patientin dauernd mit dem Penis ihres Vaters identifizierte und dem unbewußten Zwang unterlag, den gefährlichen väterlichen Penis und damit also sich selbst in die Mutter hineinzutun, damit er klein und ungefährlich werde. Dementsprechend schlugen alle ihre Vernichtungswünsche des Auffressens (aktive Identifizierung) immer sofort um in die masochistische Haltung des Gefressenwerdens (passive Identifizierung). Sie klagte stets, „eingekapselt" und „verschnürt" zu sein, und litt an schwersten Atemhemmungen. Eines Tages fiel ihr ein, daß die Haut, in der sie steckte, die Vorhaut sei. Sie sei also immer tot wie der schlaffe Penis. Das Erwachen und Lebendigsein entspräche der Erektion, dem „Aus-der-Haut-treten". Aber gerade das mußte sie sich versagen, um selbst nicht so gefahrvoll zu werden, wie es einst der erigierte väterliche Penis war.

Frauen mit vorherrschend passiver Identifizierung mit dem Manne erscheinen in ihrem Gehaben nicht als Mannweiber, sondern zeigen eine große Passivität und Schein-Weiblichkeit, ähnlich der der von Frau Horney beschriebenen Fälle.

Ein besonders typischer Fall dieser Art war jene Patientin, von der ich berichtete, daß ihr Lebensplan darin bestand, „mit der Stimme in das Herz des Vaters zu dringen". Sie klagte monatelang in der Analyse immer wieder, sie versinke stets in einen Zustand der Leere und der Starre, sie sei wie auf einem toten Punkt, sei nicht da, sei wie in etwas drinnen, wie in der Gefangenschaft von jemand, dem gegenüber sie dauernd Rücksicht nehmen müsse. Sie sei wie tot, alles sei so langweilig. Sie produzierte entsprechend Vorstellungen wie „in einer Kokosnuß drinstecken". Von mir erwartete sie stets, daß ich sie herausreiße aus dem Zustand, daß ich die Schale zerschlagen müsse. Ihre Vateridentifizierung und damit ihre Lebenshaltung kam wohl am besten in folgendem von ihr erwähnten Vergleich zum Ausdruck: „Wir Frauen müssen es mit den Männern so machen wie in der Fabel der Zaunkönig mit dem Adler". Die Haltung ist gut erkennbar: in passiver Identifizierung in den Mann hineinschlüpfen, um nach seiner Erschöpfung sich über ihn erheben zu können. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß die Analyse dieser Frau eine sehr langwierige wurde und daß im Endeffekt die „verträgliche" Identifizierung, wie die Patientin sie

nannte, dieses Attribut im Grunde keineswegs verdient. Natürlich schob die Patientin die Schuld für ihr Eingeschlossensein, ihren „Tod" immer dem Vater, bezw. mir zu, rächte sich jedoch dafür stets wieder mit dem Mechanismus der passiven Identifizierung und blieb so in einem *circulus vitiosus* stecken.

III.

Über Ursprung, Gesetzmäßigkeiten und Geltungsbereich der Identifizierungsmechanismen erfahren wir die beste Aufhellung durch die Analyse ihrer Beziehung zu den Trieben und den Wahrnehmungen, von denen nach Freud die ersteren für das Es dieselbe Bedeutung haben wie die letzteren für das Ich. Die Wahrnehmungen bewirken „auftragsgemäß" als „Sendboten" der Triebe im psychischen System Ich die Motorik, die mit Bezug auf ein Triebobjekt zur Herabsetzung der Spannung an den Triebquellen führen soll. Es erscheint deshalb nur konsequent, analog den beiden Triebarten, im Psychischen basierend auch zweierlei Arten von Mechanismen für die Wahrnehmungen anzunehmen, die korrelativ die Triebarten vertreten. Das Heranziehen der Unterscheidung in innere und äußere Wahrnehmungen führt uns jedoch vorläufig nicht viel weiter, da wir hier vielleicht doch keine prinzipielle, sondern nur eine historische Unterscheidung treffen, indem ja auch die inneren Denkvorgänge ursprünglich aus äußeren Wahrnehmungen stammen. Es ergäbe sich deshalb vorerst die Notwendigkeit, nach einer Überprüfung des Charakters der beiden Triebarten zu untersuchen, ob nicht die beiden Mechanismen der Identifizierungen als das zwischen den Trieben und dem W-Bw liegende Psychische des Primärvorganges, den beiden Triebarten verwandter sind und ihren Anforderungen eher entsprechen.

In einer früheren Arbeit, einem „Versuch des Ausbaues der Trieblehre Freuds",[23] ging ich aus von dem Postulat eines regressiv gerichteten Urtriebes, der mit dem Geburtsakt aktiviert wird und der wegen der doppelten Aufgabe, die ihm gestellt ist, sich in zwei Primärtriebe spaltet, nämlich in den eigentlichen Regressionstrieb, dessen Ziel — die Herabsetzung der schockartig aufgetretenen Reizspannung — in der Wiederherstellung des fötalen Zustandes erreicht werden soll, und in den Aggressionstrieb als dem Trieb der Ablehnung des neuen Daseins und einer Welt der

23) Biologische Heilkunst, Jahrg. 13, Nr. 52, 1932.
Es würde zu weit führen, hier den Vergleich mit Freuds Bezeichnung der Lebens- und Todestriebe zu machen. Ich ging in meiner Arbeit davon aus, daß die Triebe ein Früheres — nämlich das vorgeburtliche Leben — erstreben, das weniger weit zurückliegt als der Tod, der dem Unbewußten ohnehin unbekannt ist.

Versagungen. Ich versuchte nachzuweisen, daß mit der weiteren Differenzierung der Primärtriebe sich wohl neue Triebmischungsverhältnisse ergeben, jedoch keine prinzipiellen Veränderungen. Es zeigte sich ferner, daß die triebhafte Grundtendenz immer dieselbe bleibt, nämlich die der Wiederherstellung des früheren Zustandes der verlorenen Einheit mit dem Objekt, und daß es immer dieselben zwei Mechanismen sind, die agiert werden: Vernichtung der Objektwelt durch Introjektion einerseits, und regressive, partielle Selbstentäußerungen, die die im Unbewußten erstrebte totale in den Embryonalzustand ersetzen sollen, andererseits. Es ist, als ob die einfache Formel für die Primärtriebe so lautete, wie sich einmal ein Junge mit einer Weltuntergangsphobie äußerte:[24] „Man muß sie (die Welt) aufessen, sonst wird man selber gefressen", oder dasselbe ohne das Angstmoment: es gibt letztlich nur zwei triebhafte Verhaltungsmöglichkeiten: Verschlingen und Sichverschlingenlassen. Wir sind über diese Primivität bei den Primärtrieben nicht verwundert, entstammt sie doch einer Lebensphase, auf der das ganze Leben o r a l organisiert war. Mit dieser Feststellung drängt sich der Gedanke auf, daß die Triebe nicht nur das Agens der beiden Identifizierungsmechanismen abgeben, sondern daß die letzteren ihre d i r e k t e s t e n psychischen Abkömmlinge sein müssen, da auch sie nicht aus dem Kreis des Einverleibens und Einverleibtwerdens hinauskommen, dem Kreis, der die Einheit Subjekt = Objekt passiv oder aktiv immer wieder herstellen soll. Es ist wohl müssig zu fragen, wer älter ist, das W-Bw-System oder die Identifizierungsmechanismen. F r e u d bezeichnet das erstere als den Kern des Ichs. Gleichzeitig aber wissen wir, daß die Identifizierungen als eine Erscheinung des Primärvorganges sich u n b e w u ß t vollziehen und auch bereits vor der Bewußtseinsbildung ichbildend und ichverändernd wirkten, daß sie ferner einst in früher Kindheit als Gefühlsbeziehung an der Basis jeder Objektbindung standen und — da die primitiveren Mechanismen im Seelenleben nie ganz verschwinden — also auch im Erwachsenenleben allen Objektbeziehungen noch zugrunde liegen müssen.

Es stellt sich uns deshalb vielleicht überhaupt nur mehr die eine Frage: Gibt oder gab es je Wahrnehmungen, die der Identifizierungsmechanismen entbehren können oder konnten? Anders formuliert: kommen nicht alle Wahrnehmungen erst mittels eines Identifizierungsmechanismus zustande?

Die Frage verdiente einer besonderen Untersuchung unterworfen zu werden. Ich kann sie nur streifen und meine, daß ihre Beantwortung bejahend ausfallen müßte, denn auf der Stufe des Früh-Ichs sind im Primärvorgang alle psychischen Akte, die — mit Ausnahme derjenigen des W-Bw-Systems

24) Vgl. G r a b e r: Realitätsflucht und Weltuntergangsphobie. Ztschr. f. psa. Päd., Bd. III, 1929, S. 213.

— im späteren Seelenleben in vielerlei Differenzierungen aufgeteilt werden, verdichtet schon vorhanden, also vor allem auch die frühesten Gefühlsbeziehungen, die Identifizierungen. Alle Eindrücke, die auf dieser Stufe stattfinden, lösen Erregungsvorgänge aus, die ihrerseits dauernde Erinnerungsspuren hinterlassen. Der Erregungsvorgang wird — wie wir es an dem erwähnten Beispiel von Hoffmann erkennen konnten — zweifellos dem Objekt, das ihn verursacht, in primärer Identifizierung gleichgesetzt, da ja die Subjekt-Objekt-Spaltung sich erst mit der bewußten Wahrnehmung endgültig vollzieht. Fremdwahrnehmung und Selbstwahrnehmung sind hier noch identisch, da auch der eigene Körper mit dem Erregungsvorgang und dem erregenden Objekt als identisch erlebt wird; später, mit der Abspaltung der Außenwelt entwickelt sich mit der eigentlichen Ichbildung der Sekundärvorgang des Bewußtwerdens, der aber niemals den Primärvorgang auszuschalten vermag, da jeder bewußte Denkvorgang, also auch jede bewußte Wahrnehmung, erst dann zustande kommt, wenn zuvor der Kontakt mit den Erinnerungsresten hergestellt ist, d. h. mit jenen Spuren, die unbewußt und gefühlsmäßig Identität mit dem wahrgenommenen Objekt erleben läßt. Die zu Anfang dieser Abhandlung gestellte Frage, ob nicht die Fremdwahrnehmung auf dem Umwege einer unbewußten Selbstwahrnehmung — also einem Identifizierungsvorgang — entsteht, muß deshalb ebenfalls bejaht werden.[25] Jeder bewußte Wahrnehmungs- oder Vorstellungsakt basiert auf dem Identifizierungsakt des Primärvorganges und ist deshalb, auf sein Element reduziert, selbst ein Identifizierungsmechanismus, der in jedem Fall die Isolierung durch die Geburt rückgängig machen und die vorgeburtliche Einheit wieder herstellen soll.

25) P. Häberlin sucht in seinem Buch „Der Gegenstand der Psychologie" (Berlin, 1921) in anderem Zusammenhang nachzuweisen, daß es „keine andere Wahrnehmung als Selbstwahrnehmung" gibt, da alles Fremde nur durch „funktionelle Identifikation" als wirklich gedacht werden könne, wobei für ihn der Begriff „fremd" dem Begriff „physisch" gleichgesetzt wird.

Bemerkungen über zweierlei Mechanismen der Identifizierung (im Anschluß an G. H. Graber)[1]

Von

H. Christoffel

Basel

I.

Frage einer Laiin auf dem Wege zu jener Basler Sitzung vom 26. April 1936, in welcher Dr. Graber erstmals seine im Titel genannten Ausführungen vortrug: was ist wohl mit diesen „zweierlei Mechanismen" gemeint? Antwort: analytisch stellen wir uns den Vorgang der Identifizierung nach dem deutschen Sprichwort vor: man ist, was man ißt; ich vermute, daß Dr. Graber als zweiten Mechanismus das zur Darstellung bringen wird, was unsere Sprache unter anderm mit dem Wort Einfühlung bezeichnet.

Bei diesem Gespräch über eine intro- und projektive Seite der Identifizierung kamen mir noch folgende Erinnerungen. Ich sah in Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" die Stelle, wo es in Abhandlung II innerhalb des Randhinweises „Prägenitale Organisationen" von deren erster heißt: „Einverleibung des Objekts... Vorbild dessen, was späterhin als Identifizierung eine so bedeutsame psychische Rolle spielen wird." Und was den „zweiten Mechanismus" anbetrifft, erinnerte ich mich aus einem 16 Jahre zurückliegenden Vortrag folgender eigener Äußerung: „Das, was man Einfühlung nennt, wäre in vielen Fällen eher Ausfühlung zu nennen."[2]

In der Psychoanalyse pflegen wir eine klare Subjekt-Objektbeziehung in Gegensatz zu stellen zu einer Subjekt-Objektverschmelzung, wie sie mit der Identifizierung statthat, wobei weiterhin die Auffassung gilt, daß die mangelhafte Differenzierung ein Primär-, die Subjekt-Objektscheidung ein Sekundärvorgang sei.

Bloß die Subjekt-Objektverschmelzung durch Introjektion, also zu Ungunsten des Objekts, pflegte man bis anhin als Identifizierung zu bezeichnen. Dies ist nach bisherigem analytischem Brauch die Identifizierung katexochen. Über den polar entgegengesetzten, projektiven Vorgang, der erwartungsgemäß mit Subjektverlust verbunden sein muß, vernehmen wir

1) Siehe diese Zeitschrift, dieses Heft S. 24 ff.

2) H. Christoffel: Moderne Seelenheilkunde. Schweiz. Zeitschr. f. Kranken- und Irrenpflege. Jahrg. 1921. Genossenschaftsdruckerei, Zürich.

erst bei Graber Genaueres. Daß aber die bisherige einfache Auffassung der Identifizierung mit einiger Unsicherheit einhergegangen ist, kann aus der analytischen Literatur verschiedentlich entnommen werden; schlägt man z. B. H. Nunbergs „Allgemeine Neurosenlehre" im Kapitel „Identifizierung" nach, so findet man dem Wort „Identifizierung" das Wort „Introjektion" in Klammern beigefügt (S. 199). Beruhte Herstellung einer Subjekt-Objekt-Identität so sicher nur auf einem subjektgerichteten Vorgang, so brauchte es eine extra markierte Introjektion nicht. Aber darüber später Graber selbst. Sein Vortrag hat anläßlich der Basler Feier von Freuds 80. Geburtstag stattgefunden. Interessanterweise greift wenige Tage später bei der Wiener Geburtstagfeier Thomas Mann mit seinem Festvortrag[3] mitten in die Identifizierungsproblematik. Dies sowohl *expressis verbis* als durch die Art des ganzen Vortrags selbst. „Ich müßte mich sehr täuschen", präludiert der Dichter, „oder gerade die Vereinigung von Subjekt und Objekt, ihr Ineinanderfließen, ihre Identität, die Einsicht in die geheimnisvolle Einheit von Welt und Ich, Schicksal und Charakter, Geschehen und Machen, in das Geheimnis also der Wirklichkeit als eines Werkes der Seele — oder, sage ich, gerade dies wäre das A und O aller psychoanalytischen Initiation". Thomas Mann stellt also den Identifizierungsakt als *sine qua non* analytischen Verständnisses dar und führt weiter aus: Sich als Macher seiner Gegebenheiten zu empfinden, „dies Wissen . . . ist für den abendländischen Geist ein Paradoxon, das seiner Logik widerstreitet; denn diese unterscheidet zwischen Subjekt und Objekt und sträubt sich, dieses in jenes hineinzuverlegen oder aus ihm hervorgehen zu lassen." „Zwar kannte die europäische Mystik solche Anwandlungen", heißt es ferner. Und wir dürfen ergänzen: kaum aber wurde die Identifizierung bisher Objekt der abendländischen Wissenschaft.

II.

Einleitend habe ich den Doppelvollzug, die „vollständige" Identifizierung als Intro- und Projektion auseinandergehalten. Was den zweiten Mechanismus anbetrifft, muß ich gleich beifügen, daß, indem ich Ihnen nun an Hand von Grabers Manuskript seine Mitteilungen resümiere, eine Einschränkung anzubringen ist. Zwar verwendete G. selbst zur Kennzeichnung des der Introjektion entgegengesetzten Vorgangs den Terminus Projektion, dies aber nebenbei, indem er gelegentlich die Bemerkung äußert: „Der Mechanismus der Projektion entpuppt sich . . . als eine Art verkappter Mechanismus passiver Identifizierung." Passiv, das ist der Grabersche Gene-

3) Thomas Mann: Freud und die Zukunft. Imago, Bd. XXII, 1936, und „Almanach der Psychoanalyse 1937"; ferner im Bermann-Fischer Verlag, Wien, 1936.

ralausdruck für den zweiten Identifizierungsmechanismus; aktiv heißt er den ersten, die Introjektion, passiv den zweiten als Introjiziertwer= den. Es mag aber für weitere Untersuchung und Diskussion des Identifizierungsbegriffes nützlich sein, die Anlehnung an vertraute Tatbestände und Begriffe so weit wie möglich zu wahren, weshalb ich mir erlaubt habe, die Projektion für den zweiten Mechanismus mehr in den Mittelpunkt zu stellen. Je mehr ich mich in G.s höchst bedeutsame und eine Fülle von Tatsachen und Ausblicken bietende Arbeit vertieft habe, desto mehr hat sich mir der Eindruck ergeben, daß das wesentlich Neue die In=Beziehung=Setzung von Intro= und Projektion ist. Sollte ich auf richtiger Fährte sein, so ließen sich zwei weitere terminologische Schwierigkeiten ver=meiden; nämlich die Verwendung der heutzutage zu unscharfen Begriffe aktiv und passiv; und faßte man die Identifizierung als intro=projektiven Vorgang, so erübrigte sich die höchst mißverständliche Grabersche Be=nennung „vollständige Identifizierung" (vollständig = die zweierlei Mecha=nismen tätigend.) Vollständig, so leicht zu verwechseln mit der bisherigen quantitativen Bezeichnung der Introjektion als einer partiellen bis totalen. „Vollständig" also bei Graber ein *quale*, „total" in der gebräuchlichen analytischen Terminologie ein *quantum!* Und endlich möchte ich vorschlagen, für die Diskussion von Grabers interessantem „Versuch eines Ausbaues der Trieblehre Freuds" vorerst abzusehen und uns an die Aufstellung der beiden Triebarten zu halten. Ich befürchte, die fruchtbaren Anregungen könnten sonst leiden und eine Situation wie beim Turmbau zu Babel ent=stehen.

Spielt sich der Einverleibungsvorgang mehr oder weniger auf Kosten des Objekts ab — Stichwort „Objektverlust" —, so ist sein Partner durch Subjektverlust charakterisiert, von der „Einfühlung" bis zur „Entselbstung" führt G. vielerlei Grade und Qualitäten dieses „zweiten Mechanismus" an: „Intuition, Hineindenken, Hineinversetzen, Hineinversenken, Hingabe des Subjekts, Versetzung ins Objekt, Aufgehen darin, von ihm aufgefressen wer=den" usw. Sein Ausgangspunkt ist die Situation dem Analysanden gegen=über mit dem Bestreben der Herstellung einer Dual=Einheit im Sinne Hermanns.[4] Er sucht sich des Analysanden Atmung, Gedanken und Reflex=bewegungen anzugleichen und überlegt sich, daß dieses therapeutisch nütz=liche Verhalten doch zutiefst „Auswirkung einer Mutterleibssehnsucht" sei. „Wie konnte sich nun bei dem Bestreben, den Patienten besser zu verstehen, ein solch regressiver Vorgang entwickeln?" fragt sich G. und antwortet mit der Überlegung, „daß nach einem Worte Nietzsches das Höchste

4) J. Hermann: Sich=Anklammern — Auf=Suche=Gehen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936, S. 349.

aus dem Tiefsten kommt — also höchstes progressives Verstehenwollen des anderen — als welches die Einfühlung oder Intuition doch wohl bezeichnet werden muß — den tiefsten regressiven Tendenzen entspricht, oder, nach Freud, höchste Über-Ich-Strebungen ihre Abkunft von tiefsten Es-Strebungen verraten". G. weist auf das Nebeneinander der beiden Triebarten, die Ambivalenz in jeglicher Identifizierung hin, hält aber am introjizierenden Vorgang den Eros weniger beteiligt als am projektiven; genau mit G.s Worten: „In... der passiven Identifizierung entpuppt sich zumeist das, was wir mit dem Begriff Liebe zusammenfassen, während in der aktiven Identifizierung mehr das Umschlagen in den Haß sich manifestiert. In beiden jedoch nimmt das Ich die Eigenschaften des Objektes an (Freud), d. h. es ahmt die geliebte und die gehaßte Person nach. Es dürfte allerdings schwer fallen, einem der beiden Mechanismen unvermischt zu begegnen. Am reinsten treten sie uns wohl in der Verliebtheit und in der Melancholie gegenüber. Zudem sind wir gewohnt, beim gleichen Subjekt zeitliche Wechsel in ihrer Vorherrschaft zu sehen und zu erleben. Während der Primitive den geschätzten Feind auffrißt, um sich bewußt oder unbewußt seine Kräfte und Eigenschaften anzueignen, . . . wird man vom Verliebten sagen müssen, daß er von der geschätzten Person aufgefressen, bezw. einverleibt werden will, um mit ihr eins zu werden."

Und zur Verliebtheit: Gibt nicht das allbekannte „altdeutsche Liebeslied" einen schönen Hinweis auf das Doppelstreben der Identifizierung:

„Du bist min, ich bin din:
des solt du gewis sin.
Du bist beslozzen
in minem Herzen;
verlorn ist daz Slüzzelin:
nun muost immer drinne sin."

Suchen wir den Primärvorgang, die Ich-Du-Einheit zu verdeutlichen, so müßte dieses „Du bist mein, ich bin Dein" etwa lauten: Du bist Ich, ich bin Du; und es deutet sich zugleich mit dieser Annäherung an den Primärvorgang der für die Identifizierung charakteristische Objekt- und Subjektverlust an! Beachten Sie ferner, wie sogar in diesem Liebeslied das Meinsein ob des Deinseins, der Besitz ob der Hingabe prävaliert. Mir selber fällt dabei weiterhin das Gespräch Annettes mit ihrem Kind im Leibe ein, wie es uns Romain Rolland im ersten Band seiner „Verzauberten Seele" schildert. Und so ist, wie Graber meint, auch für Liebe und Verliebtheit „der Wunsch, introjiziert zu werden, meist nur unbewußt, und es ist anzunehmen, daß gerade diese tiefste Wunschregung bei allen Menschen in zähester Ver-

drängung gehalten wird". Immerhin sei in den Gedanken verschiedener Autoren über Mutterleibssehnsucht und Nirwanaprinzip bereits Wichtiges erkannt, ohne daß freilich die passive Identifizierung als Mechanismus erfaßt und der aktiven gegenübergestellt worden wäre. Es ist wohl zweckmäßig, sich nochmals des altdeutschen Liebesliedes zu erinnern, um sich folgende schwierige Formulierung Grabers einprägen zu können: „In der Verliebtheit — wie ähnlich in jeder Liebesbeziehung — wird vornehmlich durch den Mechanismus der passiven Identifizierung das Über-Ich und teilweise auch das Ich in das Objekt versetzt, d. h. es werden durch diesen Akt die früheren im Über-Ich, partiell aber auch die im Ich konservierten und meist unbewußt wirksamen Identifizierungen von den aktuellen mit dem realen Objekt abgelöst. Das Objekt tritt also an ihre Stelle, und somit ist man ebenfalls berechtigt, zu sagen, daß in der Verliebtheit das Ich sich (wenigstens zu einem Teil) das Objekt introjiziert hat." Die Verliebtheit ist also eine vollständige Identifizierung. Aber sie ist nicht nur das, sondern auch eine narzißtisch-objektlibidinöse Beziehung; Verliebtheit ist, ähnlich wie die „hysterisch" genannte Identifizierung, „ein Identifizierungsakt bei erhaltenem Objekt", wie Graber sagt, und, dürfen wir wohl beifügen, bei desgleichen erhaltenem Subjekt. „Denn", fährt Graber fort, „es kann nicht stimmen, daß in der Verliebtheit das Ich ‚verarmt' (Freud)." Vielleicht, vielleicht auch nicht. Hat Freud[5] nicht für den Impuls der Verliebtheit nach wie vor recht mit seiner Behauptung einer libidinösen Ichverarmung, wodurch das „Objekt schließlich in den Besitz der gesamten Selbstliebe des Ichs gelangt, so daß dessen Selbstaufopferung zur natürlichen Konsequenz wird"? Das ist doch mit andern Worten Grabers passive Identifizierung; und es ist zudem in Freuds Charakterisierung der Verliebtheit als eines „an neurotischen Zwang mahnenden Zustandes" ein Hinweis auf den Primärvorgang enthalten. Verliebtheit ist aber ein Extrem, ein akuter Zustand, der von dem mehr oder weniger dauerhafteren und ausgeglicheneren Zustand der Liebe zu unterscheiden ist.

Ich weiche mancher subtilen Diskussion aus und komme zu G.s Schilderung der aggressiven Seite der Passividentifizierung:

„Mit etwas verächtlichem Unterton hört man etwa: ‚der schlüpft ja förmlich' (vulgär per anum) ‚in den andern hinein' . . . Unterton von Aggression wohl meist dann, wenn seitens des Objektes die Aufnahmebereitschaft den Wünschen . . . nicht entgegenkommt. So schrieb mir kürzlich eine Kollegin nach ihrem Urlaub: ‚Ich habe mich gleich sehr in meine Patienten gestürzt, als ich von der Reise kam.' Sicher ist es ebenfalls auf ein Versagen seitens des Objektes zurückzuführen, wenn man gewaltsam in dasselbe hineindringen will; wie überhaupt aufmerksame Beobachtung lehrt, daß die Versagung seitens

5) Zur Einführung des Narzißmus. Ges. Schr., Bd. VI.

des Objektes nicht — wie wir bisher annahmen — unbedingt den Mechanismus der aktiven Identifizierung auslösen muß, sondern es kann die im Subjekt reaktiv aufwallende Aggression sich auch im Mechanismus der passiven Identifizierung äußern, und zwar etwa in dem Sinn, wie sich eine Patientin mir gegenüber ausdrückte: ‚Jetzt grad zu Leid! Sind Sie nicht willig, sich mir zu erschließen, dann brauche ich eben Gewalt und werde in Sie eindringen.‘ Umgekehrt erwarten die Patienten eigentlich stets, daß der Analytiker sich in sie hineindenke, ja es wirkt gerade diese Haltung sehr oft als stärkster Widerstand . . .: ‚So denken Sie sich doch einmal richtig in mich hinein! Wie wollen Sie mich denn sonst verstehen! Dringen Sie in mich ein, fragen Sie mich, dann werde ich mich Ihnen keinesfalls erschließen!‘“

Wie bei der aktiven, so unterscheidet G. auch bei der passiven Identifizierung totale und partielle, verweist für letztere auf Redewendungen wie „sein Herz, seinen Kopf verlieren“; weiterhin sei der passive Vorgang so wenig wie der aktive auf den oralen Weg beschränkt, sondern könne „durch andere Körperöffnungen wie Nase, Augen, Ohren, Genitalien, After, Haut usw. erfolgen.“ Als besonders bedeutsam erweist sich das „in der Haut des andern stecken“. G. zeigt diesen Vorgang in totemistischen Bräuchen wie auch z. B. an einem Jungen, „der an Fuchsphobie litt und öfter träumte, daß er *einen Fuchs erlegte, ihn gemeinsam mit Geschwistern und andern Beteiligten schlachtete, aufaß und sich aus dem Fell ein Paar Lederhosen verfertigte*.“ Solche Beobachtungen führen G. weiter zum „Problem der Bekleidung, Verkleidung, Maskierung... als Mittel und Ausdruck passiver Identifizierung... ‚Kleider machen Leute‘, ‚sich mit fremden Federn schmücken‘.“ G. illustriert wieder mit einem Versprechen eines Analysanden:

„‚Der Bube, den ich angehabt, hat mich erinnert . .‘ Der Patient wollte sagen: ‚Der Bube, den ich angesehen und der eine Mütze angehabt hat wie ich als Kind sie trug, hat mich (an mich) selber erinnert‘.“

Weiterhin enthält das Märchen vom Rotkäppchen hübsches Material. G. schreibt daran anschließend:

„Das Rückgängigmachen der Identifizierungen als Erlösungsvorgang finden wir in Märchen, Sagen und Legenden häufig. So . . . in . . . einem transsylvanischen Märchen, in dem ein Mädchen einem von einer Frau geborenen Ziegenbock das Fell abzieht und es verbrennt, worauf sich dieser in einen schönen jungen Mann verwandelt, mit dem die Erlöserin Hochzeit feiert. Wie im Rotkäppchen ist es auch hier die passive Identifizierung, die aufgehoben wird. Wir wissen, daß der Heilungsvorgang in der Analyse eine große Verwandtschaft zeigt, indem ebenfalls alte Fixierungen, die immer zugleich Identifizierungen sind, sich auflösen. Bisher haben wir jedoch in der psa. Therapie unser Augenmerk wohl ausschließlich der Auflösung aktiver Identifizierungen — d. h. dem Hergeben des Introjekts — zugewendet. Wir werden . . . sehen, daß das Sichbefreien aus der Umhüllung, Verkleidung, Maskierung — also gleichsam das Geborenwerden aus dem Körper der Person, mit der die passive Identifizierung vollzogen wurde — eine ebenso wichtige, wahrscheinlich sogar wichtigere Rolle spielt.“

G. wirft dann einen Blick auf den Transvestitismus als eines der deutlichsten Beispiele passiver Identifizierung, erzählt ferner von einer Patientin, die „mit der Stimme in das Herz des Vaters dringen, sich . . . ganz in ihn hineinzaubern" wollte, einer andern, die sich halluzinatorisch in den Geruch seines, des Analytikers, Zimmers bei sich zu Hause einhüllt usw. und lenkt die Aufmerksamkeit auf den gelegentlichen Masochismus in der passiven Identifizierung. Ich muß es mir aber versagen, auf die ausführlich mitgeteilten, schönen Beispiele einzugehen. Später heißt es:

„Es ist unbestreitbar, daß frühe Identifizierungen charakterformende Wirkungen haben, daß das, was wir etwa als charakterliche Panzerung bezeichnen, weitgehend übereinstimmt mit jenem Zustand des ‚sich in der Haut des andern fühlen', und daß, wenn Patienten klagen: ‚Ich kann doch nicht aus meiner Haut heraus', sie besser sich ausdrückten: ‚Ich kann doch nicht aus der Haut des andern heraus'. — Als Buddha in das Nirwana einging, empfand er das Erlebnis so, als ob eine fremde Hülle von ihm abgefallen sei . . ."

Aus dem kurzen Schlußteil der Arbeit halte ich zur Abrundung nur den Satz fest: „Jeder bewußte Wahrnehmungs- oder Vorstellungsakt basiert auf dem Identifizierungsakt".

III.

Grabers Auffassung der Identifizierung steht diejenige Th. Reiks nahe.[6]

Auch für ihn handelt es sich beim Erraten und Verstehen ubw. Regungen „nicht um einen einfachen Identifizierungsvorgang" (S. 196), sondern um eine zweiaktige Ichveränderung, über deren willkürliche Herstellung Reik sich allerdings sehr zweifelnd und spöttisch ausläßt. In knappster Form faßt er seine Ausführungen folgendermaßen zusammen (S. 200):

„Die besondere Form der Ichverwandlung, die dadurch zustandekommt, daß für einen Augenblick der Andere ins Ich aufgenommen wurde, kann nicht anders denn eine Introjektion genannt werden. Wir sind gewohnt, diesen Ausdruck für die Bezeichnung einer dauernden Ichveränderung infolge Objekteinverleibung zu gebrauchen. Nichts aber hindert uns, von passageren Introjektionen zu sprechen. Im Falle der psychoanalytischen Arbeit sind wir genötigt, eine große Reihe solcher vorübergehender Introjektionen anzunehmen, da jedes wesentliche Stück des Verstehens verdrängter Vorgänge nur auf dem Wege der Objektintrojektion erworben werden kann.

Diesem Introjektionsvorgang folgt nun die Projektion, durch welche das veränderte Ichbild nach außen geworfen und als psychologisches Objekt wahrgenommen wird. Diese Aufeinanderfolge, die Aufnahme des psychologischen Du ins Ich und seine Ausstoßung, sind für die Seelenforschung und für die Beobachtung des Fremdseelischen eine so notwendige Voraussetzung wie der Wechsel von Ein- und Ausatmen für unseren Organismus. Sie bilden die primäre psychologische Voraussetzung unseres Verstehens fremder unbewußter Prozesse."

6) Th. Reik: Der überraschte Psychologe (Über Erraten und Verstehen unbewußter Vorgänge). A. W. Sijthoff's Verlag, Leiden, 1935. (Hervorhebungen nicht im Original.)

Ich muß für feinere Einzelheiten wie auch für die Belege des Gesagten auf das Original verweisen. Aber schon aus dem hier Zitierten scheint mir eines deutlich, daß nämlich der zweite Akt der Identifizierung, die Projektion, zwar wirklich zur Identifizierung gehört, aber auch in gewissem Grade schon im Dienste der Differenzierung steht.

Daß die Erforschung der Identifizierung gegenwärtig im Flusse ist, zeigt auch das neueste Buch von Anna Freud.[7] Wir finden in dessen X. Kapitel eine „altruistische" Form der Projektion geschildert, die andeutungsweise mit einem Ausdruck von P. Federn auch als „teilnehmende Identifizierung" bezeichnet wird. Ähnlich wie bei Graber wird hier eine libidinöse Seite des Projektionsvorganges herausgestellt und von ihm gesagt: „Er dient auch der Herstellung wichtiger positiver Bindungen und damit der Befestigung der menschlichen Beziehungen." (S. 141.) Während Anna Freud die positive, libidinöse Subjekt-Objektidentifizierung in real sozialem Sinne meint und kasuistisch dartut, hat P. Federn[8] mehr das Phantasiemäßige im Auge gehabt und (S. 33) gezeigt, „wieso objektlibidinöse Befriedigung den Narzißmus befriedigen kann." Erst durch diese objektlibidinöse Beziehung erreiche „die Identifizierung das Ziel, daß die Wünsche und Ansprüche" in idealer Weise erfüllt werden. Ich habe mir zu dieser Darstellung ein Stefan Zweig-Zitat über Balzac vermerkt: „Kein Dichter war je mehr der Mitgenießer seiner Gestalten".[9]

Dagegen finden wir in H. Nunbergs 1932 erschienener „Allgemeiner Neurosenlehre" ein dämmerndes und noch unklares Verständnis eines Intro-Projektionspaares als Komponenten der Identifizierung; auf seine Unsicherheit in der nunmehr als unvollständig erkannten Gleichsetzung von Identifizierung und Introjektion habe ich einleitend verwiesen. Man sieht aber auch schon bei Nunberg, daß ihm ein paariges Wirken irgendwie vorschwebt, indem er (S. 201) von der Projektion bemerkt: „erscheint . . . als eine der primitivsten psychischen Funktionen zugleich mit der Identifizierung" — lies nunmehr: „zugleich mit der Introjektion."

Dies ein paar Ergänzungen — sie dürften noch recht unvollständig sein — zu der von Graber bereits herangezogenen analytischen Literatur, insofern sie den „zweierlei Mechanismen" der Identifizierung nahesteht.

Es war bisher viel von der Identifizierung, besonders deren passiv-projektivem Teil im analytischen Verhältnis die Rede. Graber beschreibt eine willentliche Einleitung des Passivvorganges von seiten des Analytikers nach

7) Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Int. Psa. Verlag, Wien, 1936.
8) P. Federn: Zur Unterscheidung des gesunden und krankhaften Narzißmus. Imago, Bd. XXII, 1936, S. 5.
9) Stefan Zweig: Baumeister der Welt. Verlag Reichner, Wien, 1936, S. 28.

dem hypothetischen Urbild der Mutterleibsphantasie. Th. Reik denkt ähnlich, verhüllt das aber spöttisch-reserviert, indem er folgendermaßen mit einem Storchenmärchen exemplifiziert: Natürlich müsse man sich als Psychologe einfühlen, solche Aufforderung erinnere „in ihrer energischen und unbekümmerten Art an die Leichtigkeit, mit der sich jener Kalif in dem bekannten Märchen in einen Storch verwandelt, sobald er das geheimnisvolle Wort ‚Mutabor' ausspricht, um so die allen unverständlichen Gespräche zwischen den Störchen zu verstehen." (S. 193.) Und nun hören Sie, wie ausgangs des 17. Jahrhunderts der Rektor der Wiener Universität in festlichem Pathos den promovierenden Ärzten deren Identitätsverhältnis zu den Patienten in folgender Taubenphantasie verbildlichte:

„Ihr könnet nun mit dem Psalmisten sagen: O hätt' ich die Flügel der Taube, daß ich flöge und etwo raste! Die Taube nämlich ist ein Tier, das immerzu seufzet wie der Patient. Zu den Seufzenden müßt Ihr gehen und deren Federn anlegen . . ., erst dann dürfet Ihr der Ruhe pflegen. Der Federn möget Ihr sie entkleiden . . ., nicht aber sie abwürgen. Denn wohl wachsen die Federn nach, nicht aber das Leben. Auf daß Ihr aber auf Euren Flügeln in ausdauerndem Flug die Nachwelt erreicht . . ., schöpfet ein wenig Atem und gönnet Ruhe den müden Gliedern!"

Sie bemerken in dieser Taubenphantasie die Identifizierung zwischen Arzt und Patient mehr nach der aktiven, aufnehmenden Seite dargestellt: des andern Federn anlegen, ihn seiner Federn entkleiden! Wüßten wir mehr von dem Sprecher Paul de Sorbet,[10] so ginge es vielleicht ähnlich wie in Grabers Darstellung, wo ja auch die Rede ist von Atmung des Analysanden annehmen, dessen Reflexbewegungen selber haben, und doch der Passivvorgang der eigenen Hingabe hauptsächlich empfunden wird. So aber fällt ein Verständnis schwer, und man sähe sich gern über jene eigentümliche Verfassung vor zwei-, dreihundert Jahren belehrt, die ein so krampfhaftes Identifizierungsbemühen zeigt, sei es in der brutalen Sentimentalität der Taubenphantasie, sei es in J. S. Bachs unerbaulichen „Erbaulichen Gedanken eines Tabaksrauchers":

„So oft ich meine Tabakspfeife,
Mit gutem Knaster angefüllt,
Zu Lust und Zeitvertreib ergreife,
So gibt sie mir ein Trauerbild,
Und füget diese Lehre bei,
Daß ich derselben ähnlich sei." usw.,

sei es endlich in Angelus Silesius' gespanntem Mystizismus.

10) Grete De Francesco: Paul de Sorbet spricht als Rektor zu den promovierenden Ärzten. Ciba-Zeitschrift, Juni 1936, Nr. 34, S. 1157. In der mir vorliegenden Übersetzung aus dem Lateinischen finden sich zwei Klammerbemerkungen, von denen nicht zu ersehen ist, ob sie dem Urtext angehören; nämlich „deren Federn anlegen (d. h. deren Leiden auf Euch nehmen) . . . Der Federn . . . sie entkleiden (d. h. sie von ihren Leiden befreien)."

Haben in der Psychoanalyse bisher hauptsächlich starre Identifikationen, z. B. im Sinne der Charakterpanzerung, haben in neuesten Arbeiten passagere Identifizierungen Beachtung und Bearbeitung gefunden, so ist nun diesen noch ein Drittes beizufügen, das man die Periodizität in der Identifikation nennen könnte: Ich meine damit die ubw. Verbundenheit zweier Menschen, welche sich bei sonst großer Verschiedenheit und örtlicher Getrenntheit der beiden Personen — es mögen auch mehr sein können — zeitlich zusammentreffend in gewissen Intervallen manifestiert. Ich kenne solche Periodizität aus einem Briefwechsel mit einem psychiatrischen Freund, der mir bewußtermaßen ziemlich ferne steht. „Gibt es eine Telepathie?" schrieb er einst, nachdem sich, wie des öftern, unsere Briefe, wie sie sich in Abständen von Wochen bis Monaten ergaben, gekreuzt hatten. Ich glaube, daß für diesen Freund wie für mich, wie für jedermann, der uns beide kennt, kaum etwas eruierbar wäre, das eine Gemeinsamkeit des Lebensrhythmus vermuten ließe; und doch ist die nächstliegende Annahme die, daß eine solche Übereinstimmung sich gebildet hat. Von meinem Großvater väterlicherseits, der sonst kein intuitiver Mann gewesen zu sein scheint, wurde mir früh berichtet, wie er als Junge den unerwarteten Hinschied eines auf kurzer Reise plötzlich verstorbenen Onkels in einem halluzinatorischen Erlebnis wahrgenommen haben soll; und zwar nicht so, daß er das Verscheiden, sondern die Heimkehr des Onkels halluzinierte. Eine Dame mittleren Alters, als junges Mädchen zufällige Zeugin des ersten epileptischen Anfalls eines verwandten Knaben, ihres Vetters, pflegte, von diesem geographisch getrennt, die weiteren Anfälle im Traume wahrzunehmen, wobei diese telepathische Fähigkeit spöttisch vom Gatten der Betreffenden registriert wurde und durch Familienkorrespondenz ihre Kontrolle fand; nach einer Reihe von Jahren — der Knabe war unterdessen zum Manne erwachsen — kam ein Traum, der wesentlich das erste Schreckerlebnis der Dame mit ihrem Vetter wiederholte, zugleich mit dem Trost einer von Kindheit an vertrauten Magd: „Beruhigen Sie sich, es ist der letzte Anfall!" Anschließend an diesen Traum hatte die Dame das bestimmte Gefühl, daß ihr Vetter von seinen Anfällen genesen sei; und ihre Prognose soll sich auf eine Dauer von nun vielen Jahren völlig bestätigt haben. In weniger ungewöhnlicher Form manifestiert sich eine Identifizierung im übereinstimmenden Zusammenleben zweier Gatten, sei es in Form des Erratens und Verstehens, sei es im Zusammentreffen ihres körperlichen Liebesbedürfnisses.

Jedenfalls ist Identifizierung etwas, das tief im Biologischen wurzelt. War bisher von Identifizierung unter Menschen die Rede, so ist nun auch an eine solche von Tieren mit ihrer Umwelt zu erinnern. Die Zoologen sprechen von einer „sympathischen Färbung", wenn Angehörige der verschiedensten Tier-

stämme sich durch ihre Farbe dem klaren Wasser, dem fahlen Wüstengelb oder dem Schnee anpassen, wobei auch in dieser Identifizierung — ich erinnere dabei an Grabers Mitteilungen über Maskierung — ein Rhythmus, z. B. bei Alpenhasen, in der Weise sich zeigen kann, daß sie sommers einen braungrauen, winters einen weißen Pelz haben Mimikry im Sinne der Nachahmung pflanzlicher und tierischer Umwelt, ist besonders von Insekten beschrieben; ich erwähne z. B. die Blatt- und Stengelähnlichkeit gewisser Gespensterschrecken (Phasmidae). Von der trägen kleinen Echse, dem Chamäleon hingegen zitiert schon der alte Brehm zwar „ein wälsches Sprüchlein", wie er sich ausdrückt, des Inhalts: „Ein gesehenes Chamäleon ist ein verlorenes Chamäleon", tut aber gleichzeitig dar, daß die Art des lebhaften Farbenwechsel dieses Tierchens nur teilweise als Mimikry aufzufassen ist. Was die „sympathische" Färbung anbetrifft, so legt uns dieses Mitleiden, dieses *sym-pathein*, den Graberschen Ausdruck einer passiven Identifizierung nahe, während für die bewegungsträgen, aber freßlustigen Gespensterschrecken, die in Form und Farbe so innig ihrem pflanzlichen Futter als sogenanntes wandelndes Blatt usw. angeglichen sind, in ausgesprochenem Maße das zu Anfang erwähnte Sprichwort gilt: man ist, was man ißt. Jedenfalls ist diese Tarnung, ist die Mimikry die denkbar leibhafteste Form einer Identifizierung, eine in den Einzelheiten ihrer Genese noch kaum erfaßte, zum Zwecke der Täuschung, des Versteckens höchst vollendete Autoplastik.

Ich komme auf die Psychologie zurück, indem ich an Hand einiger Beispiele nunmehr die Identifizierung an einem Vorgang menschlicher Alloplastik zeige. Es ist ein eigentümliches Material: Nekrologe von ärztlichen Forschern! Ich habe es mir jeweils unter dem Stichwort notiert: Der Forscher stirbt an seiner Forschung. Zielt ärztliches Streben auf Kenntnis und Beherrschung der Lebensvorgänge, so hat es doch bei diesen Männern, über die ich Ihnen nun berichten werde, den Anschein, daß das zu Erforschende unerkannt im Forscher lag, jedoch in der Umwelt entdeckt, in die Umwelt projiziert erforscht wurde. Ein projiziertes Interesse liegt also in dieser forscherischen Alloplastik vor. Die Innenwelt, kann man sagen, erscheint diesen Männern als Außenwelt getarnt. Dies zum Schaden des Forschers selbst. Den Erfolg seiner Forschung kann er selbst nicht oder wenig nützen, wohl aber nützt sie seinen Mitmenschen. Deshalb kann die Verhaltensweise als altruistische Projektion des Forschers benannt werden. Sie ist eng verwandt mit dem, was Wernicke[11] vor einigen Jahrzehnten als Transitivismus beschrieben und (21. Vorles.) als Folge „autopsychischer Des-

11) C. Wernicke: Grundriß der Psychiatrie in klinischen Vorlesungen. II. Aufl., 1906, bei G. Thieme in Leipzig.

orientierung" aufgefaßt hat. Der Unterschied liegt weniger deutlich in der Innen- als in der Außenweltverkennung: die Projektion des Forschers führt zu Entdeckungen, diejenige der von Wernicke herausgehobenen Psychotiker zu Umweltverdeckungen und „gipfelt in dem Vorkommnis, . . . daß der Kranke seine Angehörigen in die Sprechstunde begleitet, um sie als die vermeintlichen Geisteskranken dem Arzte zuzuführen." Es handelt sich bei den ärztlichen Forschern, aus deren Nekrologen ich einiges Charakteristische zitieren werde, um Somatiker. Aus verschiedenen Gründen verzichte ich auf die Darstellung des mir bestbekannten Falles. Dieser, ein akademischer Lehrer, demonstrierte einige Jahre vor seinem frühen Tode das Darmleiden, dem er selber erliegen sollte, und fügte dieser Patientenvorstellung bei: „Das letzte Wort wird vielleicht hier die Psychiatrie sprechen", ein dämmerndes Selbstbekenntnis, das dann im Autoreferate wieder unterdrückt blieb.

Zuerst der Krebsforscher und Nobelpreisträger von 1927, Johannes Fibiger. Zwanzig Jahre schon hatte er sich mit dem Magenkrebs beschäftigt, als erst das Leiden bei ihm selbst als 60-jährigem so spät seine Entdeckung erzwang, daß es offenbar zu einem heilenden Eingriff zu spät war und Fibiger seinem Magenkrebs innerhalb Monatsfrist erlag. Ich zitiere in stark gekürzter Form aus dem Nachruf von V. E. Mertens[12] das folgende:

Johannes Fibiger:

„Am 10. Dezember 1927 waren sie in Stockholm versammelt . . . die Auserwählten, die den Nobelpreis entgegennehmen sollten. Stolz und Freude dieses Tages mögen kaum verraucht gewesen sein, als Fibiger um Weihnachten erkrankte. Der kaum 61-jährige sank auf sein letztes Lager . . . Fibiger . . . Professor für pathologische Anatomie an der Universität Kopenhagen . . . Die erste Arbeit über Krebs erschien 1910. Sie brachte die Ergebnisse einer am 1. April 1908 veranstalteten Zählung der Krebskranken in Dänemark. Geraume Zeit vor diesen Veröffentlichungen hatte Fibiger die Arbeit begonnen, die sein eigentliches Lebenswerk werden sollte": Fibiger hatte 1907 drei in seinem Institut verendete Ratten seziert und in deren Vormagen krankhafte Veränderungen gefunden, die zu beträchtlicher Vergrößerung des Organs geführt hatten. Die mikroskopische Untersuchung ergab epitheliale Wucherung und Papillombildung; mächtige Epithelzapfen drängten in die Tiefe, die Magenmuskelschicht vor sich herschiebend. In den Wucherungen fanden sich Fadenwürmchen, Nematoden, und es erhob sich sofort die Frage, ob zwischen diesen Parasiten und den Wucherungen ein Zusammenhang bestehe. Eine alte Beobachtung aus dem Jahre 1876 ließ dann Fibiger als andern Wirt der Würmchen Schaben auffinden. Solche Schaben wurden im weitern an Ratten verfüttert und damit künstlich Geschwülste am Rattenvormagen erzeugt, die vielfach krebsig degenerierten. Das Fadenwürmchen erhielt den Namen Spiroptera neoplastica oder Gongylonema neoplasticum. Der einmal erzeugte Magenkrebs (Kankroid) zeigte alle Merkmale einer bösartigen Geschwulst, auch wenn keine Spiropteren mehr vorhanden waren, nämlich schrankenloses Wachstum, Verschleppung im übrigen Körper und Überpflanzbarkeit auf andere Ratten. „Fibiger hat sich auch sonst mit dem Krebsproblem beschäftigt": er zeigte, daß Einspritzung embryonalen Hautgewebes die Verschleppung bei Impfgeschwülsten von Mäusen zu hemmen imstande ist. Der Schluß von Fibigers Nekrolog lautet: „Der Krebs ließ ihn

12) V. E. Mertens: Johannes Fibiger. Münch. med. Wschr. 1928, S. 440.

nicht los. Wie er sein wissenschaftliches Denken ergriffen hatte, so bemächtigte er sich schließlich auch seines Leibes. Am 30. Januar 1928 starb Johannes Fibiger, wie man hört, an Magenkrebs. Sein Namen bleibt auf den Tafeln der Geschichte der Krebskrankheit!"

Ganz kurz das Wenige, was mir über Karl Graßmann[13] (1867—1933) bekannt ist. Als 28jähriger begann er zu praktizieren und widmete sich „später als erster Arzt in München dem Fach der Herzkrankheiten." Von seinen 50 Publikationen betreffen 30 sein Spezialgebiet. Es heißt von dem 66jährig Verstorbenen im Nekrolog: „Graßmann war leider seit Jahren herzkrank und hat, wie man sagen kann, viel ‚mit dem Herzen' gelebt. Durch bewußt zweckmäßige Lebensführung, soweit möglich, hat er sich seine Leistungskraft erhalten, bis nach einer abgelaufenen Bang erkrankung ein ernster Leidensanfall im Herbst 1932 auftrat und ihm große Schonung auferlegte. In einem verhältnismäßig günstigen Befinden erfolgte während des Osterurlaubs 1933 ein Schlaganfall, der ohne schweres Krankheitsbewußtsein in zwei Wochen zum Ende führte." Sie sehen hier eine Darstellung, die sich im Sinne der Selbstkenntnis bedeutend von derjenigen Fibigers unterscheidet.

Den Psychiatern unter uns ist der Name des Gehirnforschers F. K. Walter, 1881—1935, als Vertreter der „organischen Richtung in der Psychiatrie" bekannt. Ich lernte ihn 1918 als Assistenten von Kleist, damals in Rostock, kennen und er ist besonders durch seine Untersuchungen über die Blut-Liquor- und Blutgehirnschranke von seiner offenbar etwas unbefriedigenden Nachkriegsarbeitsstätte in Bremen allgemein bekannt geworden. Es heißt im Nekrolog:[14] „W.s Tod war tief tragisch. Zur gleichen Zeit, als die Hoffnung auf eine Arbeitsstätte in greifbarer Nähe auftauchte, an der er sich ganz der Forschung hätte widmen können, machten sich die ersten Erscheinungen eines schweren Leidens bemerkbar, dessen Entwicklung er klar verfolgte. Die Operation eines Meningioms der hintern Schädelgrube verlief günstig, aber zwei Tage später erlag er einer nachträglich hinzugetretenen Kreislaufschwäche." Es handelt sich also bei der Hirngeschwulst W.s um eine Mißbildung gerade an einer derjenigen Stellen, die ihm bei seinen Untersuchungen der Schranken im Stoffaustausch zwischen Zentralorgan und übrigem Körper besonderes Interesse geboten hatte. Und ähnlich wie bei Fibiger ist zu sagen, daß der Beginn der tödlichen Wucherung viel eher mit der jahrzehntelang zurückliegenden entsprechenden Umweltforschung zusammenfallen dürfte, als daß das Leiden erst kurz vor seiner Entdeckung zur Entstehung gekommen.

Zum Schluß noch ein Weniges über den Internisten Paul Morawitz.[15] Er ist im Juli 1936, offenbar noch nicht sehr alt, denn sein klinischer Lehrer L. v. Krehl schreibt ihm den Nekrolog, einer Arteriosklerose der Kranzarterien erlegen, nachdem zwei Jahre vorher, im August 1934, das Leiden als schwerster Anfall von Angina pectoris erstmals in Erscheinung getreten, aber schon 25 Jahre zuvor, nämlich ab 1911, „eine ganze Reihe von Arbeiten über die Herzleistung bei Koronarerkrankungen" ihren Anfang genommen. Krehl schreibt: „Wie Schwenkenbecher darlegt, liegt eine furchtbare Tragik in dem so lebhaften und höchst erfolgreichen Interesse für die Veränderungen der Kranzgefäße und dem Geschick, das ihn uns nahm im fruchtbarsten Alter und auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit."

13) Hermann Bergeat: Karl Graßmann. Münch. med. Wschr. 1933, S. 855.
14) Hugo Spatz: Friedrich Karl Walter †. Münch. med. Wschr. 1936, Nr. 6, S. 276.
15) L. von Krehl: Paul Morawitz. Münch. med. Wschr. 1936, Nr. 34, S. 1397.

Ich komme zum Schlusse, daß G r a b e r s Komposition der zweierlei Identifizierungsmechanismen zu dem, was er den vollen Vorgang heißt, unsere Arbeit in verschiedener Hinsicht anregt und fördert. In therapeutischer Beziehung hätte ich das Nützliche seiner Fassung besonders für gewisse, den Paranoikern nahestehende Psychoneurotiker zu betonen, deren Projektionen sich weniger intensiv an der Umwelt als an ihnen selbst abspielen, autoplastisch abspielen, so daß diese enorm empfindlichen Menschen gewissermaßen ohne Rückgrat, dafür mit inkrustierten Passividentifikationen, wie eingemauert, in die Analyse kommen und in dieser wiederum gleich einem Einsiedlerkrebs in seiner Muschel sich auf langen Aufenthalt zu bergen suchen.

Doch, so viel noch zu sagen wäre, möchte ich nur noch andeuten, daß es in der Psychoanalyse gelegentlich ähnlich zugehen kann wie in der Histologie, wo eine etwas abgeänderte Methode oder die Kombination zweier Färbungen besonders deutliche Bilder zu Tage treten lassen kann. Daß diese Bilder Bilder und nicht das Eigentliche sind, wissen wir alle. L. L e v y-B r u h l[16] hat einst sehr bescheidentlich ein *„loi de participation"* aufzustellen und die mystische Verbundenheit zwischen Individuum und Umwelt etwas aufzuhellen gesucht. Die Psychoanalyse ist schon länger, seit F r e u d s Traumdeutung, imstande, mit den Primärvorgängen im Sinne der Verdichtung, Verschiebung usw. zu arbeiten. Aber wir sind doch wohl, so stark wir das in und aus der Tiefe Waltende empfinden, immer noch näher dem A der von Thomas M a n n so genannten psychoanalytischen Initiation, so daß uns das O nur in fast unwirklicher Ferne erscheint.

16) L é v y-B r u h l: Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures. Paris, Alcan, 1910.

Psychologie des Selbstmordes[1]

Von
Angel Garma
Madrid

„Daß ihr Menschen, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist töricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urteilen sein." Goethe

I.

Der Verlust des Liebesobjektes.

Wir alle haben schon Beschreibungen von Selbstmordfällen gelesen, deren Motiv ein schwerer wirtschaftlicher Fehlschlag oder der Tod eines geliebten Wesens war. Wie sind solche Selbstmorde psychologisch zu erklären?

Das Individuum faßt den Tod eines geliebten Menschen oder eine wirtschaftliche Niederlage wie unersetzliche Verluste auf; das Leben hat alles Interesse verloren, denn infolge des Bankrotts oder des Todesfalls hält sich der Mensch für unfähig, seine wichtigsten Wünsche zu befriedigen. Das Leben verliert seinen fesselnden und befriedigenden Charakter; so ist es nicht erstaunlich, daß das Individuum erwägt, seiner Existenz durch Selbstmord ein Ende zu setzen.

Wissenschaftlich könnten wir diese Tatsache so definieren: Der Verlust eines lebenswichtigen libidinösen Objektes ist eine der Ursachen des Selbstmordes.[2]

---

1) Nach einem Vortrag, gehalten auf der VI. Versammlung der Liga española de Higiene Mental in Madrid, Dezember 1935; aus dem Französischen übertragen von Lilly Neurath.

2) In der Literatur kann man zahlreiche Beispiele finden, aus denen klar hervorgeht, daß der Wunsch, sich selbst zu töten, durch den Verlust eines libidinösen Objektes von vitaler Bedeutung entsteht:

In: „Los amantes de Teruel" von Hartzenbusch, III. Akt, 2. Szene, Marsilla:

„Der Schmerz der andern schafft meinen nicht aus der Welt. Womit wollt ihr, daß ich die schauderhafte Leere wiederbelebe, die meine Seele empfindet, da sie ihres liebsten Besitzes beraubt wurde; Mein Vater, ohne Isabella gibt es nichts mehr auf der Welt für Marsilla! In meiner Schmerzensraserei verzehrt mich Blutdurst. Ich will Blut in Strömen fließen lassen, um meinen Durst zu stillen, und werde ich kein anderes mehr vergießen können, so wird dies Schwert meins aus den Adern rinnen lassen."

In demselben Werk, IV. Akt, 10. Szene, Isabella:

„Seine unglückliche Liebe tötet ihn! Ich Wahnsinnige sagte ihm: Ich hasse dich — und er hat dies frevelhafte Wort geglaubt und ist aus Verzweiflung gestorben."

Ist dem Individuum sein lebenswichtiges libidinöses Objekt verloren gegangen, so hat es den Wunsch, auf dieselbe Weise aus dem Leben zu verschwinden, wie das lebenswichtige Liebesobjekt verschwunden ist. Es gibt etwas wie eine Identifizierung mit dem verlorenen Liebesobjekt; und häufig versucht der Selbstmörder auf dieselbe Art zu verschwinden wie sein Liebesobjekt. Diese Identifizierung wird in solchen Fällen von Selbstmord, die durch den Tod einer innig geliebten Person verursacht wurden,[3] besonders deutlich.

In: „Alvaro o la fuerza del sino" von A. Saavedra, III. Akt, 3. Szene:
„Sevilla! Guadalquivir! Wie ihr meinen Kopf martert! O Nacht, in der ich mit einem Mal mein zu kurzes Glück entfliehen sah! Oh, wie schwer ist das Leben!"

In: „Antonius und Cleopatra" von Shakespeare, IV. Akt, 15. Szene:

Cleopatra: O, edelster der Männer! willst du scheiden?
Sorgst du denn nicht um mich? Aushalten soll ich
In dieser schalen Welt, die ohne dich
Nicht mehr ist als ein Viehstall? Seht, ihr Fraun,
Es schmilzt der Erde Krone! Oh, mein Herr! — — —
— — — Nun könnt ich gleich
Mein Zepter auf die neid'schen Götter schleudern,
Und rufen, diese Welt glich ihrer ganz,
Bis sie mein Kleinod stahlen! — Alles nichts! —
— — — ist's dann Sünde,
Zu stürmen ins geheime Haus des Todes,
Eh' Tod zu uns sich wagt? — — —

In der Bibel, Buch der Könige, I. Buch, Kapitel 16, Vers 15:
„Im sieben und zwanzigsten Jahr Asas, des Königs Judas, ward Simri König sieben Tage zu Thirza. Und das Volk lag vor Gibbethon der Philister."

Vers 16:
„Da aber das Volk im Lager hörte sagen, daß Simri einen Bund gemacht und auch den König erschlagen hätte, da machte ganz Israel desselben Tags Omri, den Feldhauptmann, zum Könige über Israel im Lager."

Vers 17:
„Und Omri zog herauf und das ganze Israel mit ihm von Gibbethon, und belagerten Thirza."

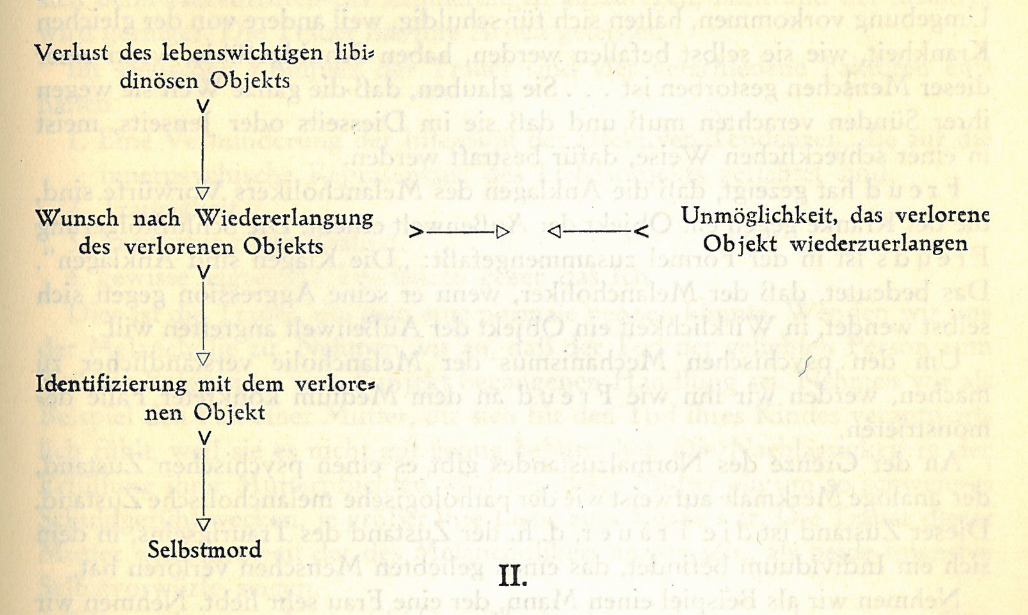
Vers 18:
„Da aber Simri sah, daß die Stadt sollte genommen werden, ging er in den Palast im Hause des Königs, und starb."

3) In der folgenden Notiz, die in einer Zeitung vom 23. Februar 1935 erschienen ist, kann man die Identifizierung mit dem verschwundenen geliebten Menschen und das Suchen nach einem analogen Tod, beobachten:

London, 22. Februar: Wir erfahren, daß die zwei jungen amerikanischen Mädchen, die einem Flugunglück bei Messina zum Opfer fielen, Selbstmord begangen haben, da sie über die Nachricht vom Tode zweier englischer Flieger in Verzweiflung geraten waren. Die beiden jungen Mädchen öffneten die Türe des Flugzeuges und stürzten sich umschlungen ins Leere . . . Sie hatten alle Plätze des Flugzeuges belegt und den Piloten bewogen, Tür und Fenster, die die Passagierkajüte vom Führersitz trennen, zu schließen. Die beiden jungen Mädchen waren mit den Leutnants H. B. und J. F. verlobt, die sich unter den Opfern der Flugkatastrophe in Sizilien befanden.

So ist es auch beim Selbstmord der Mélibée in „La Celestine" von F. de Rojas (XV. Jhdt.). Mélibées Liebhaber, Caliste, war unglücklich von der Leiter gefallen, die er zum Hinaufsteigen zu seiner Geliebten benützt hatte, und starb. Mélibée ruft, indem sie Selbstmord begeht: „Sein Tod ruft nach dem meinen . . . nicht länger zögern . . . und ich muß wie er ins Leere stürzen, um ihm auf seinem Weg zu folgen."

Wenn wir diese Betrachtungen zusammenfassen, können wir folgendes Schema entwerfen:



II.

Zur Psychologie von Depressionszuständen.

Der Selbstmord ist eine Handlung aus intensivem Auto-Sadismus. Das Ich greift sich selbst an. In einem solchen Akt begeht das Ich gegen sich selbst eine aggressive Handlung von solcher Heftigkeit, daß es ihm gelingt, sich zu zerstören.

Prüfen wir also jetzt den Selbstmord vom Gesichtspunkt der Aggression gegen sich selbst.

Die psychische Erkrankung, bei welcher der Selbstmord am meisten zu befürchten ist, ist ohne Zweifel die Melancholie. Befragt man die Melancholiker nach den Motiven ihrer Selbstmordabsicht, so antworten sie, daß sie einem unerträglichen Leben ein Ende machen wollen oder daß sie den Tod suchen, um sich für ihre zahlreichen Fehler zu bestrafen. Die selbstzerstörerischen Tendenzen des Melancholikers manifestieren sich nicht nur in Form

von Selbstmordideen, sondern auch in Vorwürfen, die er sich selbst mit verschiedenen Begründungen macht.

Wahnideen fehlen in keinem Fall von Melancholie, sie nehmen die Form von ökonomischem, körperlichem oder seelischem Ruin an. Die Kranken sind dann der Meinung, daß sie sich unrichtig verhalten hätten und daß es nichts gäbe, was sie retten könnte; sie erinnern sich an alle Fehler, die sie je begangen haben, und verwandeln die unschuldigsten Handlungen in schwere Sünden. Sie halten sich auch für die Ursache der Unglücksfälle, die in ihrer Umgebung vorkommen, halten sich für schuldig, weil andere von der gleichen Krankheit, wie sie selbst befallen werden, haben Schuldgefühle, wenn einer dieser Menschen gestorben ist . . . Sie glauben, daß die ganze Welt sie wegen ihrer Sünden verachten muß und daß sie im Diesseits oder Jenseits, meist in einer schrecklichen Weise, dafür bestraft werden.

Freud hat gezeigt, daß die Anklagen des Melancholikers Vorwürfe sind, die der Kranke gegen ein Objekt der Außenwelt erhebt. Die Schlußfolgerung Freuds ist in der Formel zusammengefaßt: „Die Klagen sind Anklagen". Das bedeutet, daß der Melancholiker, wenn er seine Aggression gegen sich selbst wendet, in Wirklichkeit ein Objekt der Außenwelt angreifen will.

Um den psychischen Mechanismus der Melancholie verständlicher zu machen, werden wir ihn wie Freud an dem Medium konkreter Fälle demonstrieren.

An der Grenze des Normalzustandes gibt es einen psychischen Zustand, der analoge Merkmale aufweist wie der pathologische melancholische Zustand. Dieser Zustand ist die Trauer, d. h. der Zustand des Traurigseins, in dem sich ein Individuum befindet, das einen geliebten Menschen verloren hat.

Nehmen wir als Beispiel einen Mann, der eine Frau sehr liebt. Nehmen wir an, daß diese Frau durch einen Unglücksfall, den er nicht verhindern konnte, stirbt. Nach dem Tode dieser geliebten Frau durchlebt der Mann eine Zeit der Niederschlagenheit, die wir unter dem Namen der Trauer kennen. Während dieser Periode der Trauer bewirkt das Ich des Subjektes eine langsame Abnahme der Intensität der Affektbesetzungen, die auf die innerpsychische Repräsentanz der geliebten Frau gerichtet sind. Diese Arbeit der Herabsetzung der Intensität der Affektbesetzungen — Trauerarbeit nach der Namensgebung Freuds — ist von Traurigkeit begleitet. Das Subjekt erinnert sich an jeden glücklichen Augenblick, den es mit der entschwundenen Frau gelebt hat, und das Erinnern ruft seine Erregung und seinen Schmerz hervor.

In dieser Trauerperiode wird die Realität vom Individuum einer partiellen Entwertung unterzogen. Das Leben scheint weniger interessant und sogar unangenehm; Handlungen werden wie mechanisch vollzogen.

Manchmal treten auto-aggressive Tendenzen in verschiedenen Formen auf: Sehnsucht zu sterben, der Wunsch sich Schmerz zuzufügen, z. B. durch Kratzen oder Haarausreißen, oder indem man sich andere Verletzungen zufügt. Diese auto-aggressiven Tendenzen kann man deutlich in den Trauerriten gewisser Völker beobachten (sich die Kleider zerreißen, sich Asche aufs Haupt streuen, sich nicht waschen . . .)[4]

Nach und nach aber, nach längerer oder kürzerer Dauer, läßt die Fähigkeit, sich beim Hervorrufen der Erinnerungen aufzuregen, nach und der Schmerz wird geringer. Die Trauer hat ihre Arbeit geleistet.

Im seelischen Komplex der Trauer sind vier verschiedene Faktoren enthalten:

1. Eine Verminderung der Intensität der affektiven Tendenzen, die auf die innerpsychische Repräsentanz des Liebesobjekts gerichtet sind,
2. Traurigkeit,
3. Entwertung der Realität,
4. gewisse aggressive Tendenzen gegen das Ich.

Dies ist die Trauer, die man eine normale nennen könnte. Wenden wir uns der Melancholie zu. Nehmen wir an, daß der Tod der geliebten Person zum Teil die Folge einer vom Subjekt begangenen Handlung sei. Nehmen wir als Beispiel den Fall einer Mutter, die sich für den Tod ihres Kindes verantwortlich fühlt, weil sie es nicht gut genug behütet hat. Die Nachlässigkeit in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten wird bei dieser Mutter ein um so schwereres Schuldgefühl wecken, je größer ihre Liebe zum Kinde war. Die Trauer dieser Mutter wird insoweit der des Melancholikers analog sein, als beide intensive Selbstvorwürfe zeigen.

Wir prüfen nun den psychischen Mechanismus der p s y c h o g e n e n D e p r e s s i o n. Zu diesem Zweck werde ich kurz die Psychogenese der Depression eines Kranken beschreiben, den ich psychoanalytisch behandelt habe. Eines der hervorragendsten Symptome dieses Kranken waren seine Selbstmordideen. Gerade dadurch ist der Kranke besonders geeignet, uns beim Eindringen in die Probleme der Selbstmordpsychologie zu helfen. Er wies außerdem die üblichen Symptome der Depression auf: Traurigkeit, Arbeitsunfähigkeit, Selbstanklagen, die fixe Idee des wirtschaftlichen Bankrotts und einer moralischen Katastrophe in der Zukunft.

Die Geschichte dieses Patienten war folgende: Seit Jahren stand er in intimer Beziehung zu einer Frau, die sozial unter ihm stand. Diese Liebesbeziehung hatte ihm wegen des gesellschaftlichen Unterschiedes einige Unannehmlichkeiten be-

4) Vgl. V i r g i l, Aeneïs: Halb entseelt und erschreckt in bebendem Laufe vernahm es Anna, entstellt mit Fäusten die Brust, mit Nägeln das Antlitz, stürzte durchs drängende Volk und rief der Sterbenden Namen. (IV. Gesang, V, 670.) Neuffer, Stuttgart, 1830.

reitet. Vor einem Jahr war diese Frau krank gewesen und ihre Krankheit stand mit ihrem sexuellen Leben in Zusammenhang. Der Patient fühlte sich an diese Frau gebunden und hielt sich für moralisch verpflichtet, seine Beziehungen zu ihr ungeachtet des gesellschaftlichen Nachteils, den sie ihm bringen konnten, fortzusetzen. Diese moralische Verpflichtung begründete er mit der langen Dauer der Beziehung und mit der Krankheit seiner Geliebten. Dennoch war seine Liebe viel schwächer geworden.

Beinahe mit einem Schlag und aus verschiedenen Gründen besserte sich plötzlich die gesellschaftliche Stellung des Patienten. Er bekommt eine Anstellung, in der er große Verantwortung und große gesellschaftliche Verpflichtungen hat. Dieser Veränderung wegen bringt ihm seine Liebesbeziehung noch größeren Nachteil. Der Patient möchte dem Verhältnis ein Ende bereiten, aber er tut nichts dazu, weil er sich verpflichtet fühlt, seine kranke Freundin nicht im Stich zu lassen. Gleichzeitig fühlt er sich wegen dieses von der Gesellschaft mißbilligten Verhältnisses in sozialer Beziehung schuldig.

In dieser psychischen Situation hat der Patient von seiten seiner Feinde mehrere gegen sein berufliches und gesellschaftliches Leben gerichtete Angriffe zu erdulden. Diese Angriffe erschrecken ihn, er meint, sich nicht verteidigen zu können, und die Symptome der psychogenen Depression treten auf.

Warum ist dieser Kranke unfähig, sich gegen die Angriffe seiner Feinde zu verteidigen? Ein normaler Mensch hätte sich leicht verteidigt und hätte so neuerlich einen sozialen Sieg davongetragen. Aber unser Kranker glaubte auf Grund seiner Schuldgefühle wegen der Beziehung zu seiner Geliebten, zur Verteidigung nicht fähig zu sein. Seine Feinde griffen sein gesellschaftliches Leben an; nun gab es in seinem gesellschaftlichen Leben ein Faktum, das der Kranke für tadelnswert hielt. Das Unbewußte des Kranken setzte die Angriffe seiner Feinde mit seinen Selbstvorwürfen wegen dieser Tatsache gleich. Angesichts der Angriffe seiner Feinde kann der Kranke nicht normal reagieren, weil er sich in seinem Verhalten der Gesellschaft gegenüber wirklich schuldig fühlt.

Ich will einen Traum dieses Kranken anführen, in welchem dieser psychische Mechanismus klar aufscheint. Der Traum lautet:

„*Ich betrachte ein Schaufenster. A und B nähern sich mir und fragen mich, was es Neues gebe. Ich ärgere mich über sie und beschimpfe sie. So sehr, daß sie eine Person rufen müssen, die ich nicht gut ausnehmen kann. In diesem Augenblick denke ich an D* (die Freundin des Patienten). *Ich werde plötzlich traurig und kann nicht mehr weitersprechen.*"

A und B sind zwei Personen, die in den Angriffen gegen den Kranken besonders hervortreten. Kennt man diese Tatsache, so ist der Traum, der dem angeführten Mechanismus folgt, vollkommen verständlich. Der Kranke will den Angriffen entgegentreten, aber die Erinnerung an seine Geliebte hindert ihn daran, sich zu verteidigen, und ruft seine Traurigkeit hervor.

Resümieren wir den Mechanismus der Depression dieses Kranken:

1. Ambivalente Liebesbeziehung, weil dem Ich nicht günstig.
2. Sozialer Triumph, der bewirkt, daß die Ambivalenz der Liebesbeziehung noch verstärkt wird. Die Liebesbeziehung ruft Schuldgefühle hervor:
   a) gegenüber der Gesellschaft wegen der sozialen Ungleichheit des Kranken und seiner Freundin,
   b) gegenüber seiner Freundin, weil er die Ursache ihrer Erkrankung ist.
3. Angriffe in seiner gesellschaftlichen Stellung. Das Gefühl der Schuld hindert den Kranken, normal auf die Angriffe zu reagieren. Die wegen der Schuldgefühle unterdrückte Aggression verwandelt sich in Selbstvorwürfe. Auf diese Weise entsteht die Depression.

Im Verlaufe der Psychoanalyse gelang es, die Schuldgefühle des Kranken zu verringern, indem ihm deren Ursprung in infantilen Erlebnissen nachgewiesen wurde. Es war sehr interessant, während der Behandlung zu beobachten, wie in dem Maße, in dem das Schuldgefühl geringer wurde, sich die Aggression, anstatt sich gegen ihn selbst zu wenden, immer mehr gegen die Außenwelt richtete. Es gab eine Behandlungsperiode, in welcher die Aggression sich schon gegen die Außenwelt richten konnte, aber das Schuldgefühl noch genügend stark war, um zu verhindern, daß sie sich direkt gegen ihre Quelle richtete. In diesem Zeitraum griff der Kranke anstatt seine Feinde die Gesellschaft im allgemeinen an und betrachtete sie als die Ursache aller seiner Leiden. In einer späteren Phase, als das Schuldgefühl bereits geringer war, konnte der Kranke seine Gegner direkt angreifen und im realen Leben über sie einen Sieg erringen.

Die Selbstvorwürfe des Kranken in der Periode der Depression sind also Vorwürfe, die der Kranke gegen die Außenwelt richten will, aber wegen seines Schuldgefühls nicht richten kann. In dem oben zitierten Fall machte sich der Kranke, je mehr ihn seine Feinde angriffen, desto mehr Vorwürfe wegen des Anwachsens seiner unterdrückten Aggression. Zugleich sind die Selbstvorwürfe die Vorwürfe, die die Außenwelt dem Kranken macht.

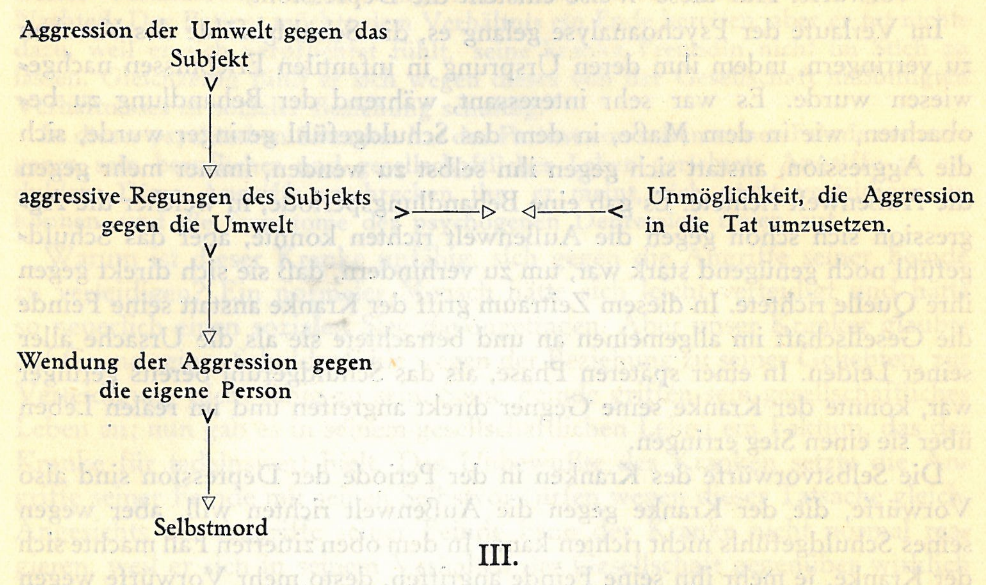
Die Selbstmordgedanken sind, ebenso wie die Selbstvorwürfe, Todeswünsche, die sich gegen die Feinde richten und in zweiter Linie gegen die eigene Person.[5]

Man kann theoretisch annehmen, daß es Fälle gibt, in welchen die Wendung aggressiver Tendenzen gegen die eigene Person dann eintritt, wenn diese aggressiven Tendenzen nicht real befriedigt werden können, auch wenn das Individuum kein Schuldgefühl hat. Es handle sich z. B. um einen Menschen in

5) In dem berühmten Monolog des Hamlet (III. Akt, 1. Szene) spürt man genau den Augenblick, in welchem bei Hamlet, der vor der Unmöglichkeit steht, gegen die Angriffe der Außenwelt zu kämpfen, das Es die aggressiven Wünsche gegen die eigene Person wendet. Hamlet denkt dann an den Selbstmord.

widriger sozialer Lage, der nicht einmal seine natürlichsten Bedürfnisse befriedigen kann. Infolgedessen entschließt er sich zum Selbstmord. Die Welt, die ihn leiden läßt, erweckt in ihm Aggressionen. Seine aggressiven Gefühle können nicht befriedigt werden, weil es ihm unmöglich ist, den Kampf gegen einen Organismus zu führen, der mit mehr Macht und Kraft ausgestattet ist als er selbst. Aus diesem Grund wendet er seine Aggression gegen sich selbst und denkt an Selbstmord. Fügen wir hinzu, daß in der Praxis Fälle dieser Art sehr selten vorkommen.

Nach all dem würde das Schema einer Psychologie des Selbstmordes etwa so aussehen:



III.

Die Rolle der Aggression beim Selbstmord.

Versuchen wir nun, die aufgestellte These an Beispielen zu verifizieren; vielmehr prüfen wir, ob der Selbstmord wirklich eine Aggression gegen die Außenwelt darstellt, eine Aggression, die — sekundär und aus verschiedenen Gründen — gegen die eigene Person gewendet wurde.

Um diese praktische Darstellung zu einem Resultat zu führen, werden wir uns auf die psychologische Erforschung von Selbstmorden und echten Selbstmordversuchen und auch auf Beschreibungen solcher in der Literatur stützen.

Ein Patient dachte häufig an Selbstmord, weil ihm das Leben infolge seiner Neurose unerträglich war. Eine fixe Idee des Kranken war folgende: Er dachte, ein Krieg sei erklärt worden und er müßte an die Front gehen. Er erinnerte sich an eine Szene, die er in einem Buche von Barbusse (Le Feu) gelesen hatte, in der die Soldaten einen Sturmangriff auf einen feindlichen Schützengraben

machen. Bei diesem Angriff müssen die Soldaten über einen Platz, auf den ein ganz mörderisches Gewehr- und Geschützfeuer niedergeht. Bei dieser Erinnerung wird der Kranke von Schrecken ergriffen und beschließt, im Falle eines Krieges und der allgemeinen Mobilisierung eher Selbstmord zu begehen, als an die Front zu gehen. Der Sinn dieser Gedanken des Kranken läßt sich aus dem Schema über die Motivierungen des Selbstmordes verstehen. Das Leben im Schützengraben repräsentiert die Aggression der Umgebung, die Pflicht, als Soldat in den Schützengraben zu gehen, repräsentiert die Unmöglichkeit, der Aggression der Umgebung zu entkommen, der Selbstmord schließlich ist die Wendung der Aggression gegen die eigene Person, da diese Aggression unmöglich gegen die Umwelt gerichtet werden kann.

Analoge Gedankengänge sind relativ häufig, besonders in abgeschwächter Form. Die Braut eines unserer Kranken sagt diesem einmal, wenn sie selbst einmal verheiratet wären, so würde sie ihn verlassen, wenn sie sich in einen anderen verliebte. Dieses Gespräch macht auf den Kranken Eindruck, und alleingeblieben läßt er seiner Phantasie freien Lauf. Er denkt, das, was seine Braut ihm angekündigt habe, sei eingetreten. Er sagt sich, in einem solchen Fall würde er sich mit seiner Frau weiter gut vertragen, ihr das notwendige Geld geben, ihr seine Kinder überlassen, damit sie vollkommen glücklich sein könne, und danach würde er Selbstmord begehen, da ja dann das Leben für ihn keinen Wert mehr hätte. Der Sinn dieser Gedanken ist der gleiche wie im vorher geschilderten Fall.

Ein Schizophrener, der Selbstmord beging, hatte einige Tage vor seinem Tod folgende Gedanken: Er hatte Lust, seinen Wärter zu töten, meinte aber, daß man ihn dann ins Gefängnis bringen würde. Da bewiesen wäre, daß er verrückt sei, würde man ihn in eine Irrenanstalt bringen, wo ihn, wie er glaubt, die Angehörigen nur einmal im Monat besuchen könnten und er ein elendes Leben führen würde. Hier liegt die Aggression im Wunsch, den Wärter umzubringen, die Unmöglichkeit, die Aggression zu verwirklichen, in der Tatsache, daß er in ein Gefängnis oder in eine Irrenanstalt eingesperrt würde. Der aggressive Wunsch bringt ihn dazu, Selbstmord zu begehen.

König Karl VIII. von Frankreich war von häßlicher Gestalt und hatte einen außerordentlich übelriechenden Atem. Als er in Neapel einzog, soll er befohlen haben, ihm eine Anzahl Fischerinnen von Santa Lucia zu bringen; nachdem er die hübscheste von ihnen, ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, ausgesucht, habe er mit ihr die Nacht verbracht. Am nächsten Morgen habe das junge Mädchen, von dieser schrecklichen Nacht mit Ekel erfüllt, einen Felsen bestiegen und sich ins Meer gestürzt.[6] Der Selbstmord dieses jungen Mädchens zeigt ihren Wunsch, den König zu töten. Diese Aggression läßt sich nicht verwirklichen und wendet sich gegen sie selbst. Wenn sie sich tötet, so will sie damit eigentlich den König töten.

Aus der gegen die Außenwelt gerichteten Aggression entspringen die Selbstmordideen. Ändert sich aus irgendeinem Grund der Aspekt der gegen die Außenwelt gerichteten Aggression, so modifizieren sich auch die Selbstmordgedanken.

6) Berichtet von Klabund: Borgia. Roman einer Familie.

Eine Patientin hatte im Beginn der Behandlung Selbstmordideen. Im Verlauf der Behandlung gelang es, ihre Aggression gegen die Außenwelt herabzumindern; diese Aggression manifestierte sich speziell in ihren Beziehungen zu ihrem Gatten. Die psychische Modifikation bei der Kranken hatte das Schwinden ihrer Selbstmordwünsche zur Folge. Dennoch drängten sie ihre infantilen Konflikte, die noch nicht völlig gelöst waren, dazu, den Tod zu wünschen. In dieser Phase suchte die Patientin den Tod, der durch eine Krankheit herbeigeführt werden kann. Sie setzte sich z. B. der Kälte aus, um eine Lungenentzündung zu bekommen, die sie töten sollte. Sie dachte, wenn sie auf solche Weise stürbe, würde ihr Mann weniger leiden, als wenn sie sich umbrächte. In einer späteren Phase der Behandlung, als ihre infantilen Konflikte und die von ihnen verursachte Aggression erst einmal aufgelöst waren, verschwanden die Selbstmordideen und die Kranke fühlte sich mit der Außenwelt und mit sich selbst zufrieden.

Sobald die Umwelt nicht mehr unerträglich ist, schwindet die von ihr hervorgerufene Aggression und die Selbstmordwünsche vergehen. Dies ist der Fall in dem von Ferri zitierten Beispiel über den Selbstmord zweier Liebender:[7]

„Amédée nimmt den Revolver heraus, den er tags vorher gekauft hatte. Rosine ist in Gedanken an den bevorstehenden Tod versunken; dann, als wäre sie vom plötzlichen Wunsch nach Genuß vor dem Sterben neu belebt, sagt sie: ‚Lieben wir uns, ehe wir uns den Tod geben'. Und so taten sie es. Dann verlangte Rosine von Amédée, der schwankend wurde, er solle sie töten. Er tötet sie; aber er hatte darnach nicht mehr den Mut, sich selbst zu töten. Vielleicht hatte die Lust, die er soeben genossen hatte, in ihm die Liebe zum Leben wiedererweckt."[8]

Dasselbe begibt sich in dem von Paul Bourget in „Le Disciple" beschriebenen Selbstmord. Zwei Liebende wollen Selbstmord verüben, beschließen aber, sich vor ihrem Tode zum ersten Male zu besitzen. Der Sexualakt befriedigt den Mann vollkommen, gewährt der Frau aber keine Lust. Durch die genossene Lust verliert das Leben für den Mann seinen aggressiven Charakter und wird ihm wieder angenehm. Er beschließt, sich nicht zu töten. Die Frau aber, der die Lust versagt blieb, hat weiter die gleichen psychischen Konflikte und verübt den Selbstmord.

Fahren wir mit der Untersuchung von in der Literatur beschriebenen Selbstmorden fort und prüfen wir, ob sie denselben psychologischen Gesetzen gehorchen wie die bis jetzt behandelten.

Tolstoi gibt als Motiv für Anna Kareninas Selbstmord ihren Wunsch an, sich an ihrem Geliebten zu rächen. Er schreibt: „Der Tod erschien ihr als das einzige Mittel, seine Liebe wieder zu erwecken und ihn zu strafen . . . Ein Einziges interessierte sie: ihn strafen. Da, sagte sie, und schaute auf den Schatten des Waggons und auf den mit Kohle vermengten Sand, der den Schienenweg

7) Vgl. Ferri: Homicidio, suicidio. S. 131 (zitiert nach der spanischen Ausgabe, Madrid, 1934).
8) Von mir gesperrt.

bedeckte, da, quer darüber liegen . . . So werde ich ihn bestrafen und mich von allen und von mir selbst befreien." Ihn strafen und sich von allen befreien, repräsentiert die Aggression gegen die Außenwelt. Sich töten und so sich von sich selbst befreien, repräsentiert die gegen die eigene Person gewendete Aggression.

Alfred de Vigny erklärt in „Chatterton" die Gründe zum Selbstmord, indem er die Hauptfigur des Stückes so sprechen läßt:[9] „Er ist von einer Krankheit befallen, die völlig moralischen Ursprungs und nahezu unheilbar, manchmal auch ansteckend ist: eine fürchterliche Krankheit, die sich besonders der jungen, brennenden, vom Leben unberührten Seelen bemächtigt, die in das Gute und Schöne glühend verliebt sind und die in die Welt eintreten, um dort alle Ungerechtigkeit, alle Scheußlichkeit einer schlecht konstruierten Gesellschaft anzutreffen. Dieses Leiden ist der Haß auf das Leben und die Liebe zum Tod, es ist der hartnäckige Wille zum Selbstmord."

Man könnte die Beispiele vervielfachen, aber wir werden uns mit einem letzten begnügen, wohl dem klassischesten der Literatur: dem Selbstmord Werthers.

Analysiert man dieses Werk oberflächlich, so gibt es darin scheinbar keine aggressiven Gefühle. Werther spricht von Charlotte und ihrem Manne Albert stets, als hielte er sie für ausgestattet mit jeglicher Vollkommenheit und als hätte er für alle beide tiefe Zuneigung. Wenn wir dieses Werk aber aufmerksam lesen, bemerken wir Einzelheiten, die das Vorhandensein einer intensiven unterdrückten Aggression bezeugen.

Werther sagt einmal: „Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert stürbe?"[10]

Das will heißen, daß ihn während des Träumens der Wunsch nach Alberts Tod beherrscht. Die aggressiven Gefühle manifestieren sich auch in dem anderen zwanghaften Gedanken: er meint, er habe das gute Einvernehmen zwischen Albert und seiner Frau zerstört. Er macht sich selbst Vorwürfe und in diesen Vorwürfen enthüllt sich seine Abneigung gegen Albert.[11]

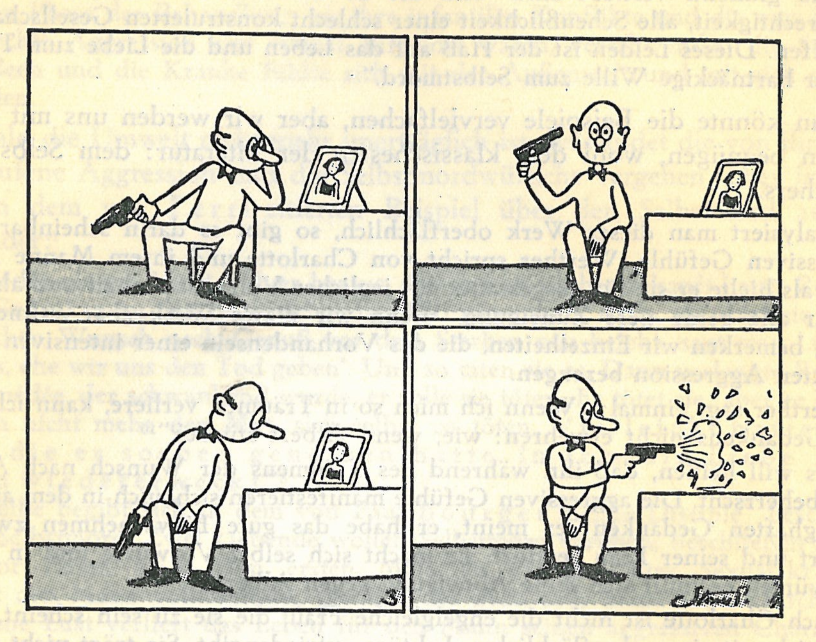
Auch Charlotte ist nicht die engelgleiche Frau, die sie zu sein scheint, wenn man sich mit einer oberflächlichen Lektüre zufriedengibt. Sie trägt nicht nur zu Werthers Selbstmord bei, sie war auch schon die Ursache des Wahnsinns bei einem anderen Mann, der bei ihrem Vater war, sich in sie verliebte und deswegen seine Stellung verlor; dies führte bei ihm zu einer geistigen Erkrankung[12] und er war während eines Jahres in einem Irrenhaus interniert.[13]

Es gibt in diesem Werk kleine Details, die die aggressiven Gefühle der Personen erraten lassen. Die Pistolen etwa, mit denen sich Werther tötet, gehören Albert, und Charlotte selbst bietet sie Werther an.[14] Ein anderes solches Detail: Der Bediente, der von der Witwe entlasen wird, weil er sich in sie verliebte, ermordet den neuen Bedienten.[15]

9) 2. Akt, 5. Szene.
10) Goethe: Ges. Werke, Band VI, S. 66. Verlag Boegel, Berlin, 1927.
11) op. cit. S. 83.
12) und 13) op. cit. S. 80 und 78.
14) und 15) op. cit. S. 105, 107 und 84.

Das Schuldgefühl Werthers wegen seiner sündhaften Liebe zu beschreiben, ist unnötig, denn es liegt offen zutage. Dieses Schuldgefühl bringt es zustande, daß die von äußeren Umständen verursachte Aggression sich gegen das Ich wendet und dieses Ich zum Selbstmord treibt.

Eine literarische Produktion *sui generis* ist der Witz. Freud hat uns seinen großen psychologischen Wert gezeigt. Der Mechanismus des Witzes besteht darin, daß unbewußte Vorgänge durch verschiedene Mittel bewußt gemacht werden. Die Witze über den Selbstmord bestätigen diese Feststellung. Als Beispiele seien nur zwei solche Witze angeführt:



Im ersten handelt es sich um ein Gespräch zwischen zwei Personen. Der eine sagt: „Vier Freunde aus meiner Kindheit haben Selbstmord begangen. Einer, der arme Henri, weil seine Frau, gestorben ist."

— „Und warum die drei anderen?"

— „Gerade wegen des Gegenteils."

Der Mechanismus dieses Witzes ist: Die drei Freunde, die Selbstmord begingen, waren mit unerträglichen Frauen verheiratet, die sie sehr gern umgebracht hätten. Da sie diese Wünsche nicht in die Tat umsetzen konnten, waren sie genötigt, die Aggression gegen sich selbst zu wenden und sich zu töten. Dieser psychische Mechanismus, der im Witz durch das Mittel einer Ellipse[16] und durch den Gegensatz zwischen der Haltung des ersten Freundes

16) Vgl. Th. Reik: Drei psychoanalytische Notizen. II. Der latente Sinn der elliptischen Entstellung. Imago, Bd. XII, 1926.

und der der drei anderen ausgedrückt ist, bringt uns zum Lachen, enthüllt aber gleichzeitig einen tiefgehenden psychischen Mechanismus.

Die vorstehende Abbildung bringt ein Analogon dazu. Die gegen die Außenwelt gerichtete Aggression, die zuerst unterdrückt und gegen das Ich gewendet wird, wendet sich schließlich mit plötzlicher Heftigkeit gegen das Objekt, das sie verursacht hat. Diese brüske Entladung der verdrängten Aggression bewirkt das Lachen.

So wie die tatsächlichen und die in der Literatur beschriebenen Fälle zeigt auch die Statistik die enge Verknüpfung zwischen Selbstmord und Aggression, die von der Außenwelt verursacht worden war.

Gäbe es eine umgekehrte Beziehung zwischen Mord und Selbstmord, so wäre dies noch eine Bestätigung für das vorher Gesagte, denn der Selbstmord ist die Aggression gegen die eigene Person und der Mord die Aggression gegen die Außenwelt. Durckheim, Ferri, Morselli, Bouruet und Corre glauben an diese umgekehrte Beziehung. Tarde, Ferré, Silio und Halbwachs leugnen sie.[17] Da eine solche Gegensätzlichkeit der Meinungen besteht, werden wir uns nicht auf die gegebenen Auffassungen stützen; aber die bloße Tatsache, daß eine umgekehrte Beziehung zwischen Selbstmord und Mord aufgestellt wurde, zeigt an, daß man die psychische Beziehung zwischen der Aggression gegen die Außenwelt und der gegen die eigene Person rückgewendeten Aggression fühlte.

Halbwachs faßt die Schlußfolgerungen aus den statistischen Ergebnissen folgendermaßen zusammen: „Die Selbstmordziffer ist ein ziemlich genauer Index für die Quantität von Leiden, Unbehagen, gestörtem Gleichgewicht und Traurigkeit, die in einer Gruppe besteht oder entsteht".[18] „Die gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Zahl der Selbstmorde bedingen, sind die allein für eine Veränderung dieser Ziffer maßgebenden Faktoren",[19] denn die Verhältnisse der Individuen verändern sich im Lauf der Jahrhunderte wenig. Der „gesunde Menschenverstand" begreift nicht, daß „die individuelle Form dieser Geschehnisse (der Selbstmorde) nur eine Erscheinungsform ist und daß ihre Anzahl und ihre Verteilung von der Struktur und Art des Gesellschaftslebens bestimmt werden".[20]

Die durch die Statistik berichteten Tatsachen bestätigen also die These, daß der Selbstmord eine Aggression gegen die Außenwelt ist, die gegen die eigene Person rückgewendet wird.

17) E. Ferri: Homicidio — Suicidio, S. 303.
18) Halbwachs: Les causes du suicide. Paris. Alcan, 1930, S. 488.
19) l. c., S. 511.
20) l. c., S. 514.

IV.

Der Gedanke an den Tod im Selbstmord.

Tritt man an das Problem des Selbsmordes heran, so denkt man zuerst an den Tod des Individuums, das Selbstmord verübt hat. Durckheim definiert den Selbstmord wie folgt:[21] „Man nennt Selbstmord jeden Todesfall, der direkt oder indirekt auf eine Handlung oder Unterlassung zurückzuführen ist, die das Opfer selbst begangen hat und von der es gewußt haben muß, daß sie todbringend ist." Wie in dieser Definition von Durckheim ist in allen Definitionen, die von Soziologen und Psychologen geliefert werden, der Tod des den Selbstmord verübenden Individuums einer der wesentlichen Bestandteile der Definition.

Der Verlust eines Liebesobjektes von lebenswichtiger Bedeutung und eine sekundär gegen die eigene Person gewendete Aggression sind die Faktoren, die das Individuum dazu treiben, zur Lösung seiner Konflikte den Tod zu suchen.

Fragen wir nun, welcher psychologische Wert dieser Todesidee bei einem Individuum zukommt, das an Selbstmord denkt. Was bedeutet der Tod für dieses Individuum?

Diese Fragestellung überrascht auf den ersten Blick. Ganz naturgemäß erscheint uns der Gedanke, daß der Tod für das Selbstmord begehende Individuum das Ende aller seiner Sorgen und die völlige Vernichtung seiner selbst bedeutet.

Aber dieser erste Eindruck ist, wenn er auch vernunftgemäß erscheint, nicht richtig. In den meisten Fällen ist der Tod für das Selbstmord verübende Individuum weit davon entfernt, eine Vernichtung seiner selbst zu sein; im Gegenteil betrachtet es ihn als ein Mittel, um wenigstens teilweise zu erreichen, was ihm vorher mangelte. Der Selbstmord ist ein Mittel, um weit mehr zu erlangen, als das Leben bietet. Um diese Behauptung zu bekräftigen, sei der Fall zweier Liebenden berichtet: Angesichts der ihrer Vereinigung entgegenstehenden Hindernisse beschließen sie, mit ihrem Leben Schluß zu machen, und begründen ihre Selbstmordabsicht folgendermaßen: „Wir wollen Selbstmord begehen, um alle Hindernisse zu zerbrechen, die sich unserer Vereinigung entgegenstellen, um in alle Ewigkeit glücklich zu sein und uns niemals mehr zu trennen".

So will auch Werther sich töten, um in alle Ewigkeit den glücklichen Moment zu erleben, da Charlotte ihn geküßt hat. Einige Minuten vor seinem Tod ruft er aus: „Sie ist mein! du bist mein! ja Lotte, auf ewig."[22]

21) Vgl. Durckheim: Le suicide, Paris, Libr. Alcan, 1930, S. 5.
22) Goethe: Gesammelte Werke. Boegel, Berlin, 1927, S. 104.

Werther ersehnte und wollte die Beendigung seines Lebens, ohne wirklich zu begreifen, was der Tod ist. „Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!"[23]

Zur Bestätigung dessen, daß der Selbstmord in der Vorstellung des Selbstmörders nicht die Vernichtung des Lebens ist, genügt es, die Beschreibung nachzulesen, die Plutarch von einer Anzahl von Selbstmordfällen in Milet gegeben hat:[24]

„Die milesischen Jungfrauen wurden einst von einem schrecklichen und sonderbaren Übel befallen, ohne daß man irgend einen Grund dafür auffinden konnte; man vermutete zunächst, daß die vergiftete und verpestete Luft diese Veränderung und Verrücktheit des Verstandes in ihnen hervorgebracht. Bei allen nämlich zeigte sich plötzlich ein Verlangen zu sterben und eine unsinnige Neigung, sich zu erhängen; viele erhängten sich auch heimlich. Die Worte und Tränen der Eltern und das Zureden der Freunde half nichts, sie täuschten sogar bei ihrem Selbstmorde alle Wachsamkeit und Schlauheit der Wächter". „Endlich brachte ein kluger Mann ein Gesetz in Vorschlag, wonach alle Mädchen, die sich durch Erhängen selbst ums Leben brächten, nackt über den Marktplatz getragen werden sollten. Das Gesetz wurde genehmigt und tat nicht bloß dem Übel Einhalt, sondern benahm auch den Jungfrauen ganz das Verlangen nach dem Tode".

Selbstmord begehen bedeutete also in der Vorstellung dieser jungen Mädchen nicht sterben, da sie doch die Schmach fühlen konnten, daß sie nach ihrem Tod auf dem Marktplatz nackt zur Schau gestellt würden.

Eine analoge Bedeutung zeigt sich in den Fällen von Selbstmord, in denen der Selbstmörder einen „schönen" Tod in Szene setzt.

Ein Patient beabsichtigte, mit nacktem Oberkörper Selbstmord zu begehen, damit die Leute merkten, was für einen schönen Oberkörper er hatte.

Der Bruder eines Patienten beging Selbstmord. Am Vorabend erklärte er, er würde sich mit einem Revolverschuß ins Herz töten. Er fügte hinzu, dies wäre die eleganteste Art zu sterben. Tatsächlich verübte er auch auf diese Weise den Selbstmord.

Eine Witwe beging mit ihrem zehnjährigen Kind einen Selbstmordversuch. Nachdem sie mit ihrem Sohn den Selbstmord verabredet hatte, sah sie sorgsam darauf, daß er als Leiche in einer schönen Stellung gefunden würde. Bei diesem Selbstmordversuch starb das Kind, die Mutter kam mit dem Leben davon. Vor dem Richter erklärte sie: „Ich hatte ihm ein schönes weißes Hütchen, mit Bändern verziert, gekauft, damit er eine schöne Leiche sei. Er hatte ihn selbst anprobiert und sich einen Kranz, den ich zu diesem Zwecke gekauft hatte, um den Hals gelegt; er sah mich an und sagte: Mama, du kannst gewiß sein, ich werde sehr gut aussehen."[25]

23) l. c., S. 103.

24) Zitiert von Meng in „Gespräche mit einer Mutter über Selbstmord". Ztschr. f. psa. Päd., Bd. III, 1928/29.

25) Zitiert von E. Ferri: Homicidio — Suicidio.

Der Kriminalist G r o ß hat beobachtet, daß die Selbstmörder sich niemals durch einen Revolverschuß ins Auge töten, obwohl dies eins der sichersten Mittel ist, das Ziel zu erreichen. Aber die bloße Vorstellung, sich zu verunstalten, muß dem Individuum so unangenehm sein, daß dieses Mittel fast niemals angewendet wird.

Daß bei manchen Individuen gleichzeitig und nebeneinander der Wunsch nach Selbstmord und eine intensive Angst vor einem zufälligen Tod besteht, beweist weiter, daß die Selbstmordhandlung vom Wunsch zu sterben gewissermaßen unabhängig ist.

Ein Patient dachte häufig an Selbstmord, hatte aber gleichzeitig Angst vor einem zufälligen Tod durch Unfälle. So wagte er nicht, wiewohl er ein ausgezeichneter Schwimmer war, sich vom Badestrand zu entfernen, aus Angst, das Bewußtsein zu verlieren und zu ertrinken, ohne daß ihm jemand Hilfe leisten könnte. Trotz dieser Angst gab es bei diesem Patienten Wunschregungen, sich in selbstmörderischer Absicht ins Meer zu stürzen.[26]

Daß der Wunsch zu sterben und die Selbstmordabsicht von einander unabhängig sind, wird auch durch die historische Tatsache bewiesen, daß früher auf Selbstmordversuch die Todesstrafe stand.

Der römische Kaiser Hadrian erließ eine Verordnung, wonach jeder Selbstmordversuch eines Soldaten mit der Todesstrafe geahndet wurde. Dieser Strafe entgingen nur die Soldaten, die durch Verzweiflung, Krankheit oder Entbehrung zum Selbstmordversuch getrieben worden waren.[27] Hätten diese Soldaten durch den Selbstmord wirklich nur den Tod gesucht, so wäre die Todesstrafe von ihnen als Vergünstigung betrachtet worden.

Aus all dem vorher Gesagten geht hervor, daß der Tod, als die völlige Vernichtung des Individuums, nicht der einzige Zweck des Selbstmordes ist. Eine analoge Ansicht vertritt K a u d e r s, wenn er sagt: „Selbstmord verüben, heißt mehr, als das Leben fliehen. Mit anderen Worten, w e n n e i n I n d i v i d u u m S e l b s t m o r d v e r ü b t, d e n k t e s n i c h t a n d e n T o d, s o n d e r n a n d a s L e b e n".[28]

Wie könnte übrigens der Tod das vom Selbstmörder angestrebte Ziel sein, da wir doch den Sinn des Todes nicht kennen? F r e u d hat gezeigt, daß die Vorstellung vom Tod für das Unbewußte des Menschen nichts bedeutet, und vor Freud hat G o e t h e geschrieben:[29] „Der Tod ist etwas so

26) Paul M o r a u d beschreibt in „Le Rond-Point des Champs-Elysées", S. 94, einen analogen Fall. Ein junger Ungar stürzt sich in die Donau und weist jede Hilfeleistung zurück. Ein Polizist richtet den Revolver auf ihn und ruft ihm zu: „Wenn Sie nicht herauskommen, schieße ich". Durch diese Drohung „aufgeweckt" (wie sich Moraud ausdrückt) schwamm der junge Mann mit kräftigen Stößen zum Ufer.

27) P l a z e c k: Selbstmordverdacht und Verhütung. S. 114.

28) K a u d e r s: Der Todesgedanke in der Neurose und in der Psychose. Nervenarzt, 6. Heft, 1934. (Sperrungen von Kauders.)

29) Zitiert von K a u d e r s: Der Todesgedanke etc. S. 290.

Seltsames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung . . . nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird", und er läßt Werther sagen:[30] „ . . . wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich hab' manchen sterben sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseins Anfang und Ende keinen Sinn hat."[31]

V.

Die Aggression gegen die Außenwelt und die Wiedergewinnung des Liebesobjekts im Selbstmord.

In der der Aggression gewidmeten Betrachtung wurde, um die Untersuchung über die Psychologie des Selbstmords zu erleichtern, nur die Aggression gegen das Ich behandelt. Einer der Gründe dafür ist, daß die meisten, die sich mit der Psychologie des Selbstmordes befaßt haben, auf der Aggres-

30) Goethe: S. 103.

31) Der Schriftsteller Gérard de Nerval, der Selbstmord verübte, schrieb im zweiten Teil seines Romans Aurélie: „Tod! Was ist er, der Tod? Würd er das Nichts sein? Nein, großer Gott! Nicht einmal Gott kann machen, daß der Tod das Nichts sei".

Als Beleg dafür, wie wenig der Tod vom Individuum begriffen wird, sei jener Teil der „Fleurs du Mal" von Baudelaire angeführt, der vom Tode handelt. Wir sehen da die verschiedene Bedeutung, die der Tod für die Einzelnen hat. Wir zitieren nur die charakteristischesten Stellen.

La Mort des Pauvres.

C'est la mort qui console, hélas! et qui fait vivre;
C'est le but de la vie et c'est le seul espoir
— — — — — — — — — — — — — —
A travers la tempête, et la neige, et le givre,
C'est la clarté vibrante à notre horizon noir;
C'est l'auberge fameuse inscrite sur le livre,
Où l'on pourra manger, et dormir, et s'asseoir.

Le Voyage.

— — — — — — — — — — — — — —
O mort, vieux capitaine, il est temps, levons l'ancre
— — — — — — — — — — — — — —
Nous voulons, tant ce feu nous brûle la cervelle,
Plonger au fond du gouffre, Enfer ou Ciel, qu'importe,
Au fond de l'inconnu pour trouver du nouveau!

La Mort des Artistes.

— — — — — — — — — — — — — —
C'est que la mort, planant comme un soleil nouveau
Fera s'épanouir les fleurs de leur cerveau.

Essen, schlafen, sich niedersetzen, Neuem begegnen, blühen sind Funktionen, die wesensmäßig dem Lebendigen zugehören. Baudelaire betrachtet den Tod als einen Weg zur Entfaltung dieser vitalen Funktionen.

sion gegen die Außenwelt fußten und — wie wir meinen, zu Unrecht — die gegen das Ich rückgewendete Aggression fast vollständig übersahen. Wir wollen nun unsere Betrachtung vervollständigen.

Zunächst gelingt es dem Selbstmörder, sich durch den Selbstmord von der Aggression (den Angriffen) seiner Umgebung zu befreien. Daß er sich von dieser Aggression befreit, bedeutet für ihn einen Triumph, denn die Umgebung, die ihn bedrückte, sieht nun ihre Pläne vereitelt.[32]

Überdies vermeint der Selbstmörder, sich an einer Umgebung zu rächen, die die Ursache seines verzweifelten Entschlusses war. Er weiß, daß sein Tod die Aggression (Angriffe) der Außenwelt gegen ihn lahmlegt und daß, umgekehrt, sein Tod ein fortwährender Vorwurf für die Außenwelt ist.[33]

---

32) Als Beispiele für diesen Denkmechanismus beim Selbstmord seien folgende Stellen zitiert:

In „Antonius und Cleopatra" von Shakespeare, IV. Akt, 15. Szene, ruft Antonius aus, ehe er sich tötet:

Ant.: Nicht Cäsars Kraft besiegte Marc Anton,
Nein, Marc Anton erlag sich selber nur!
Cleop.: So mußt' es sein; Antonius konnt' allein
Anton bewältigen: doch weh dem Tag!

Im gleichen Drama, 5. Akt, 2. Szene, sagt Cleopatra, als sie die Natter an ihre Brust setzt:

„Gib mir mein Kleid! Setz mir die Krone auf!
Ich fühl unsterblich Sehnen. Nicht mehr soll mir
Ägyptens Traubensaft die Lippe netzen!
Rasch, gute Iras, schnell! mich dünkt, ich höre
Antonius rufen; seh' ihn sich erheben,
Mein edles Tun zu preisen; hör' ihn spotten
Ob Cäsars Glück, das Götter Menschen geben
Als Vorwand künft'gen Zorns. — Gemahl, ich komme!
Jetzt schafft mein Mut ein Recht mir zu dem Titel.

„Julius Cäsar", 5. Akt, 5. Szene:

Brutus: Der Feind hat uns zum Abgrund hingetrieben;
Es ziemt sich mehr, von selbst hineinzuspringen,
Als zu erwarten seinen letzten Stoß.
Volumnius, wir gingen in die Schule
Zusammen, wie du weißt. Ich bitte dich
Um jener unsrer alten Liebe willen:
Halt du mein Schwert, indes ich drein mich stürze!

Die Bibel — Buch der Richter — Kapitel IX:

V. 52. Da kam Abimelech zum Turm, und stritt dawider, und nahte sich zur Tür des Turms, daß er ihn mit Feuer verbrennte.

V. 53. Aber ein Weib warf einen Mühlstein Abimelech auf den Kopf, und zerbrach ihm den Schädel.

V. 54. Da rief Abimelech eilend dem Knaben, der seine Waffen trug, und sprach zu ihm: Zieh dein Schwert aus, und töte mich, daß man nicht von mir sage: Ein Weib hat ihn erwürgt. Da durchstach ihn sein Knabe, und er starb.

33) Vgl. Valle Inclan: La guerra Carlista, III. Gerifaltes de Antaño:
„Alsbald ist er wieder dabei, sich mit egoistischer und sentimentaler Hartnäckigkeit zu analysieren. Er wird sich töten lassen! Auf sein Bett hingestreckt, mit geschlossenen Augen

Adler betrachtet diesen Rachewunsch als den wichtigsten Faktor in der Psychologie des Selbstmordes. Er schreibt: „So wird aus dem Unbewußten heraus eine Situation geschaffen, in der die Krankheit, ja selbst der eigene Tod gewünscht wird, teils um den Angehörigen Schmerzen zu bereiten, teils um ihnen die Erkenntnis abzuringen, was sie an dem stets Zurückgesetzten verloren haben. Nach meiner Erfahrung stellt diese Konstellation die regelmäßige psychische Grundlage dar, die zu Selbstmord und Selbstmordversuchen Anlaß gibt."[34]

In vielen oben beschriebenen Selbstmordfällen kann man den Aggressionswunsch, der sich direkt gegen die Außenwelt richtet, beobachten. Wir möchten uns aber nicht wiederholen und möchten gleichzeitig die Psychologie

---

und mit gefalteten Händen, findet Agila in diesem Augenblick, daß der Tod ein angenehmer Ausweg ist. Seine Gedanken . . . zeigen ihm in der Aufopferung seines Lebens eine prächtige Rache. Die Vorstellung, wie sein Haus durch die Nachricht von seinem Tode erschüttert wird, läßt ihn Schmerz und Lust empfinden. In Gedanken wandert er durch alle Zimmer. Er sieht die Dienerschaft in Trauerlivreen wie Schatten einhergehen; er sieht seine Eltern, mit bleichen zerquälten Gesichtern, einander gegenübersitzen, wie sie einander hassen und sich gegenseitig anklagen . . . Er wird sich töten lassen . . ."

In einem Roman des Humoristen Mark Twain wird der Held von den Eltern schlecht behandelt. Die Leiden erwecken in ihm den Gedanken an Selbstmord, um sich an den Eltern zu rächen. Und eines Tages ruft er aus: Ach, wenn man doch nur für einen kleinen Augenblick sterben könnte!

Mariano de Lara zeigt uns in einer Komödie „Macias", die viele für eine Autobiographie halten, die Gründe des Selbstmordes der Hauptperson (der Held spricht zu der Frau, die er liebt):

„Wirst du in seinen Armen mich zu vergessen suchen, so wird mein zorniger Schatten zwischen dir und deinem Gatten sich erheben und dich fürchterlich erschrecken . . ."
Man kann aus diesen Worten leicht die aggressiven Gefühle gegen die Frau, die ihn in den Tod treibt, ersehen.

In „L'amour et la mort" von Scribe finden wir folgenden Dialog:
Clot. Du wärst nicht imstand, dich für eine Frau zu töten!
Mon. Warum nicht gar.
Clot. Nicht einmal für deine eigene!
Mon. Es würde mir sehr leid tun und ihr wohl auch! Ich würde so einem Narren die Frage vorlegen: entweder muß die Frau, die ich liebe, meinen Tod beweinen; in diesem Falle bin ich viel zu galant, um ihr solchen Kummer zu bereiten; oder mein Tod ist ihr gleichgültig; dann müßte man ein Dummkopf sein, um ihr eine so kostspielige Zerstreuung zu bieten".

In Virgils „Aeneïs" ruft Dido, die ihren Selbstmord vorbereitet, aus (Vers 385 des IV. Gesanges. Neuffer, Stuttgart, 1830):

„Und wenn der frostige Tod die Glieder gelöst von der Seele,
zieht mein Schatten dir nach, wo du weilst. Du büßest, Verräter!
Ich werd's hören, mir kommt zu den untersten Manen die Kunde."

In Dantes Hölle werden die Selbstmörder in Bäume verwandelt und erleiden die Angriffe anderer, ohne sich wehren zu können. Die Harpyen nähren sich von ihren Blättern und fügen ihnen peinvolle Schmerzen zu (XIII. Gesang). Man straft also die Selbstmörder, indem man sie einer feindlichen Umgebung, der sie entfliehen wollten, aussetzt und die Aggression, die sie durch ihren Selbstmord realisieren wollten, verhindert.

34) Zitiert von Federn in der Ztschr. f. psa. Päd., Bd. III, 1928/29, S. 337.

des Selbstmordes auf einem Gebiet, mit welchem wir uns bisher nicht befaßt haben, untersuchen; wir werden daher die Aggression gegen die Außenwelt im Selbstmord auf ethnologischem Gebiet betrachten.

Bei gewissen Stämmen der Goldküste herrscht folgender Brauch: begeht jemand Selbstmord und erklärt, daß sein Entschluß durch das Verhalten eines bestimmten Individuums ihm gegenüber verursacht wurde, so muß dieser andere ebenfalls sterben. Dieser Brauch, der im Stammesgesetz verankert ist, heißt „la propre mort sur tête étrangère". Bei den Tinklit-Indianern begeht der, der beleidigt wurde und die Unmöglichkeit, sich selbst zu rächen, einsieht, Selbstmord, um dadurch den Beleidiger der Rache seiner Verwandten und Freunde preiszugeben. Bei den Tschuwaschen (Simbirsk, UdSSR) erforderte es einst der Brauch, daß Personen, die durch andere zur Raserei getrieben worden waren, sich vor der Tür der Urheber ihres Zorns erhängten. In analoger Weise rächen sich noch heute die Wotjaken, die glauben, daß die Seele des Selbstmörders den Beleidiger verfolgt. In China wird der Selbstmörder bewundert, der seine Tat aus Rache verübt. Sie rächen sich so an Feinden, die sie nicht direkt erreichen können. Nach chinesischer Theorie ist dies das wirksamste Mittel zur Rache, nicht nur deshalb, weil die Gesetze die Verantwortung für den Selbstmord dem Urheber zur Last legen, sondern auch, weil man meint, daß die von der Last der körperlichen Umhüllung befreite Seele besser als der lebende Mensch den Feind verfolgen kann.[35]

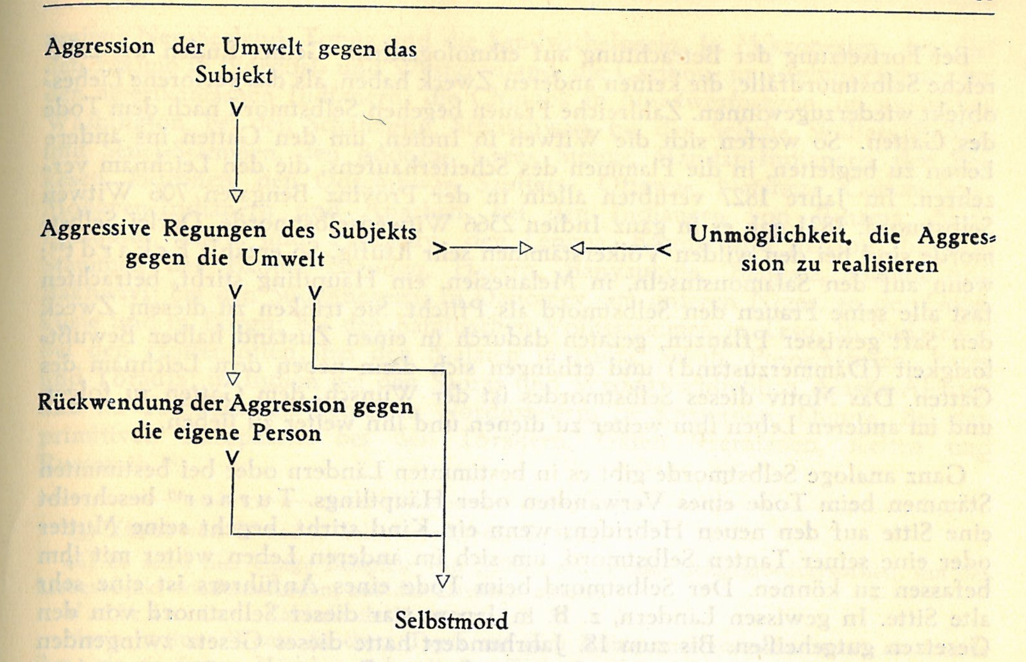
Die Aggressionskräfte beim Selbstmord sind, namentlich wenn er kollektiv erfolgt, so groß, daß man sie manchmal, z. B. in einer Schlacht, als Mittel verwendet, um den Sieg zu erringen. Grasset berichtet, daß man einst in China vor dem Beginn einer Schlacht „um mit dem Losschlagen zu beginnen . . . die todgeweihten Tapfersten voranschickte . . . Sowie diese auf den Gegner trafen, stießen sie heftige Schreie aus und schnitten sich die Kehle durch. Ein Geist der Raserei entsprang diesem Massenselbstmord und heftete sich wie ein unglückbringendes Geschick an den Feind".[36]

Die Angst vor der möglichen Rache des Selbstmörders veranlaßte einzelne Familien und Stämme, sich durch verschiedene Mittel vor dieser Rache zu schützen. Eine Folge dieser Angst war z. B. die Gewohnheit, den Leichnam des Selbstmörders aufrechtstehend einzugraben, ihn zu köpfen, ihm Füße und Hände abzuschneiden, um ihn an der Rache zu verhindern.[37]

Im vierten Jahrhundert schnitten die Athener dem Selbstmörder die Hände ab und begruben sie an anderer Stelle als den Leichnam, um so den Toten daran zu hindern, seine Hände zur Rache zu benützen.[38]

Auf Grund dieser neuen Tatsachen können wir nunmehr unser Schema der Selbstmordpsychologie ergänzen, indem wir die Aggression gegen die Außenwelt einfügen:

35) Zitiert in „La Enciclopedia Espesa" im Beitrag „Suicidio", S. 572 und 574.
36) Halbwachs: Les causes du suicide, S. 467.
37) Halbwachs: l. c., S. 467.
38) Halbwachs: l. c., S. 467.



Wir haben gesehen, daß der Selbstmord ein Mittel ist, um die von der feindlichen Umwelt hervorgerufene Aggression zu befriedigen. Der Selbstmord ist ferner ein Mittel, um das verlorene Liebesobjekt wiederzugewinnen. Der Selbstmörder versucht, den Verlust des Liebesobjekts psychisch ungeschehen zu machen. Das ist der Fall beim Liebenden, der, wenn die geliebte Frau stirbt, sich tötet, „um ewig mit ihr zu leben".

Die Tatsachen der materiellen Wirklichkeit zeigen nichts, was diese Wiedergewinnung des Liebesobjektes beweist. Die materielle Wirklichkeit lehrt uns, daß der Körper des Selbstmörders nach und nach verschwindet, wie der Körper der geliebten Frau verschwunden ist. Wir sehen also nicht, daß vom Selbstmord ein ewiges Leben seinen Anfang nimmt. Und doch zeigen die Tatsachen, daß zahlreiche Selbstmorde mit dem einzigen Ziel verwirklicht wurden, sich mit dem verlorenen Objekt wiederzuvereinen oder ein sehnsüchtig gewünschtes Ziel zu erreichen, zu dem man unmöglich auf anderem Wege gelangen konnte.

Um diesen offensichtlichen Widerspruch zu lösen, müssen wir uns vor Augen halten, daß wir bei einer psychologischen Betrachtung psychische Realität und nicht materielle Realität vor uns haben. Betrachten wir also dieses Phänomen, ohne uns damit zu befassen, ob es der Realität ermangelt oder nicht.

Bei Fortsetzung der Betrachtung auf ethnologischem Gebiet finden wir zahlreiche Selbstmordfälle, die keinen anderen Zweck haben, als das verlorene Liebesobjekt wiederzugewinnen. Zahlreiche Frauen begehen Selbstmord nach dem Tode des Gatten. So werfen sich die Witwen in Indien, um den Gatten ins andere Leben zu begleiten, in die Flammen des Scheiterhaufens, die den Leichnam verzehren. Im Jahre 1827 verübten allein in der Provinz Bengalen 706 Witwen Selbstmord. 1821 gab es in ganz Indien 2366 Witwenselbstmorde. Derlei Selbstmorde sind bei den wilden Völkerstämmen sehr häufig. So erzählt Eckardt[39]: wenn auf den Salamonsinseln, in Melanesien, ein Häuptling stirbt, betrachten fast alle seine Frauen den Selbstmord als Pflicht. Sie trinken zu diesem Zweck den Saft gewisser Pflanzen, geraten dadurch in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit (Dämmerzustand) und erhängen sich dann neben dem Leichnam des Gatten. Das Motiv dieses Selbstmordes ist der Wunsch, dem Gatten zu folgen und im anderen Leben ihm weiter zu dienen und ihn weiter zu lieben.

Ganz analoge Selbstmorde gibt es in bestimmten Ländern oder bei bestimmten Stämmen beim Tode eines Verwandten oder Häuptlings. Turner[40] beschreibt eine Sitte auf den neuen Hebriden: wenn ein Kind stirbt, begeht seine Mutter oder eine seiner Tanten Selbstmord, um sich im anderen Leben weiter mit ihm befassen zu können. Der Selbstmord beim Tode eines Anführers ist eine sehr alte Sitte. In gewissen Ländern, z. B. in Japan, war dieser Selbstmord von den Gesetzen gutgeheißen. Bis zum 18. Jahrhundert hatte dieses Gesetz zwingenden Charakter. Starb ein Anführer, so hatten sich seine Getreuen zu töten, um seinen Geist ins Reich der Schatten zu begleiten. Im 18. Jahrhundert wurde das Gesetz aufgehoben, aber die Selbstmorde wurden freiwillig fortgesetzt.[41]

Auch Gesundheit oder Jugend sind libidinöse Objekte, die man durch Selbstmord wiedergewinnen wollte. Auf einem abgelegenen Platz im Lande der Goten erhob sich ein hoher senkrechter Felsen, „die Stammklippe", von dessen Gipfel alle Bewohner der Umgegend, die vom Leben unbefriedigt geblieben oder von hohem Alter gebeugt waren, sich in den Abgrund stürzten. Sie meinten, auf diese Weise ins Reich Odins einzugehen und sich von allen ihren Leiden zu befreien.

Es gab eine große Anzahl solcher Felsen, von deren Gipfel die Greise sich hinabstürzten in der Meinung, daß sie ins Land der ewigen Jugend fallen würden.[42]

Ethnologische Tatsachen haben bewiesen, daß bei 71 Stämmen Selbstmord mit dem Ziel, ein verlorenes Liebesobjekt wiederzugewinnen, verübt wird, und zwar handelt es sich um folgende Gebiete: In Melanesien und Neu-Guinea: die Fidschi, Tana, Maewo, Salomoninseln, Sissanu, Kanomé, Orokaiva und Biakker. In Poly-

39) Zitiert von J. Wisse: Selbstmord und Todesfurcht bei den Naturvölkern. Zutphen, 1933, S. 10.

40) Zitiert von Wisse: Selbstmord und Todesfurcht bei den Naturvölkern, Zutphen, 1933, S. 10.

41) Zitiert von Rost: Bibliographie, usw. S. 301.

42) Zitiert von Rost: Bibliographie, usw S. 49.

nesien: Neu-Seeland, Tonga und die Sandwich-Inseln. In Mikronesien: Jap. Bei den Eskimo in Nordost- und Westgrönland, die Caribou- und Iglulikeskimo; bei den amerikanischen Indianern: die Chinook in Nordwestoregon, im westlichen Washington, bei den Schahaptin, Schuschwap, bei den Selich-, Wallah-Wallah- und Senel-Stämmen, den Bodega-, Cree-, Sioux-, Mandan-Indianern, den Irokesen, Huronen, den Odschibwa-, Saulters-, Ottawa-, Natchez-, Comanchen-, Mohaven-Indianern und Apachen, bei den Indianern von Panama, Nata, Mosquito, Haiti und Paraguay, den Lengua, Bororo und Macuni; bei den Stämmen der Bantu: Barongo, Herero, Banyaukole, Bangala, Gabun und Bakhwivi; bei den Sudannegern: in Dahomey, am unteren Niger, an der Goldküste und in Borgu; bei den hamitischen Volksstämmen in Teso; in Südafrika: bei den Hottentotten; bei den Malaien in Kuba, Sekah, Poso-Alfuren, Barée und Toradja; in Indien bei den Saoras und Wedda; schließlich Alaska-Aleuten und im Tschuktschen-Gebiet in Nordostasien. In Kleinasien: Digore. Bei den primitiven Europäern: bei den Thrakern, Gäten, Germanen, Kelten und Russen.[43, 44]

---

43) Zitiert von *Wisse*: Selbstmord, etc., S. 486.

44) Es seien hier einige Beispiele von Selbstmorden oder Selbstmordversuchen, um das Liebesobjekt wiederzufinden, aus der Literatur zitiert:

Valle Inclan: Tablado de Marionetas, S. 35:

Marie-Justina: Wenn du eines Tages mit dem König zusammensein wirst, so erzähle ihm, wie ein junges Mädchen sich mit dem Tod vermählen wollte, um von einem hohen Stern herab, glücklich, den König lieben zu können.

Hartzembusch: Los Amantes de Teruel, 4. Akt, 10. Szene.

Isabella: Der Himmel, der uns in diesem Leben trennt, wird uns im Grab vereinen . . . Mein Liebstes, verzeih meinen argen Trotz . . . Ich betete dich an . . . Ich war ganz dein — ich bin noch dein und zu dir erhebt sich mein Herz voll Liebe (sie stirbt).

Alhalach (der mystische Dichter von Bagdad): *Tötet mich, oh meine Freunde. Denn nur im Tode ist mein Leben.*

Die heilige Therese: Zu denken, daß die Liebe mächtig ist, oh Leben, sei keine Last. *Zu denken, daß man dich nur verlieren muß, um dich zu gewinnen* — Ah! käme doch endlich der süße Tod!

Der heilige Johannes vom Kreuze:

Dies Leben, das ich lebe,
heißt das Leben entbehren.

Ebenso bedeutet für *Sokrates* der Tod einen wünschenswerten Zustand, der viel mehr bietet als das reale Leben.

Vgl. *Platons* Dialoge. Sokrates erklärt sich so vor seinem Tode:

„Laßt uns aber auch in folgender Weise erwägen, wieviel Ursache wir haben zu hoffen, der Tod sei etwas Gutes. Denn eins von beiden ist das Totsein: entweder soviel als Nichtssein, so daß man keine Empfindung von irgend etwas hat, wenn man tot ist; oder, wie gewöhnlich gesagt wird, es ist für die Seele eine Versetzung und Übersiedlung von hier nach einem anderen Ort. . . . Ist aber der Tod eine Art Auswanderung von hier nach einem anderen Ort und ist das wahr, was gesagt wird, daß dort alle Verstorbenen sind, was für ein größeres Gut könnte es dann wohl geben als dieses, ihr Richter? Denn wenn jemand in der Unterwelt anlangt, erlöst von diesen sogenannten Richtern, und dort die wahren Richter antrifft, . . . wäre das wohl eine Verschlechterung unseres Aufenthalts? . . . Ich wenigstens will gern oftmals sterben, wenn dies wahr ist." (Übers. *Schleiermacher*.)

Interessant wäre das Studium der psychischen Mechanismen, die diesen Glauben an die Wiedergewinnung des Liebesobjekts durch den Selbstmord ermöglichen. Ein solches Studium würde zugleich eine Lösung mancher Probleme bringen, die mit dem Glauben an ein Leben nach dem Tode und an die Unsterblichkeit zusammenhängen, von dem die Religionen sprechen. Leider kann im Rahmen dieser Arbeit die Frage nicht behandelt werden.

Als Belege für Selbstmorde, in welchen beide Motive vereinigt in Erscheinung treten, die Aggression gegen die Außenwelt und der Wunsch nach Wiedergewinnung des verlorenen Objektes, seien zwei Fälle aus der Literatur zitiert.

In „La Celestine" (20. Akt) sagt Melibée:

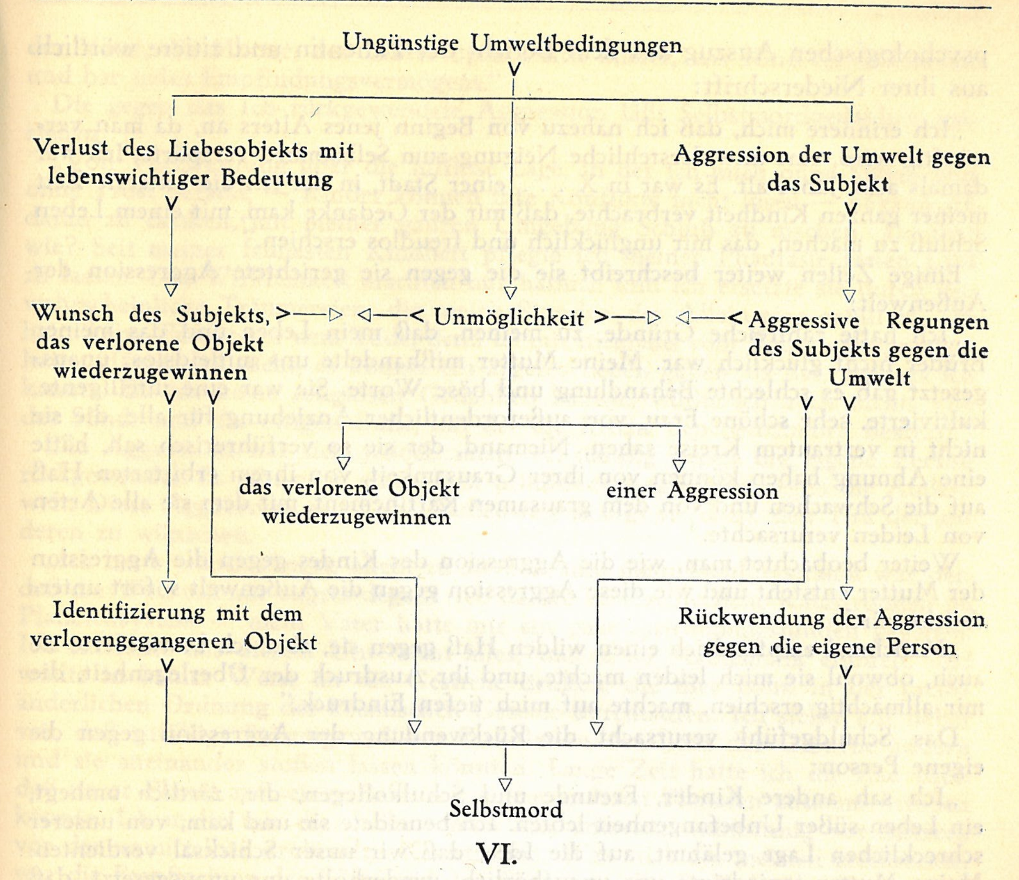
„Man hat mich allein gelassen. Ich habe meinen Tod gut vorbereitet. Ein Gefühl ungeheurer Erleichterung erfaßt mich beim Gedanken, daß wir bald wiedervereinigt sein werden, ich und mein teurer und vielgeliebter Caliste. Ich will die Tür schließen, damit niemand mich stören kann, niemand mich am Fortgehen hindere, noch mir den Weg verlege, diesen Weg, auf dem ich heute noch den aufsuchen werde, der mich heut nacht besucht hat. Alles geht nach meinem Willen. Gut habe ich den Moment gewählt, um meinen Vater Pleberio die Gründe meines Todes zu sagen. Welch ein schwerer Schimpf für seine weißen Haare, welche Beleidigung für sein Alter!"

Shakespeare läßt Lukretia, nachdem er die ihr von Tarquinius angetane Vergewaltigung beschrieben hat, sagen:

„Von allen Mitteln ist nur eines gut:
Vergießen muß ich mein entehrtes Blut.
Doch meine Ehre soll das Messer erben,
Das vom entehrten Körper mich befreit;
Denn wiederbringt's die Ehr', entehrt zu sterben,
Der Ehre gibt der Tod Unsterblichkeit.
Aus meiner Schande Asche, neu geweiht,
In reinem Glanz zu stetem Jugendleben
Soll sich der Ruf Lucretiens erheben.
Was ist es, das ich dir vermachen muß,
Du Herr des Kleinods, das man mir gestohlen?
Dein rühmlich Erbteil werde mein Entschluß.
Sei stolz auf mich! Im letzten Atemholen
Sei dir die Pflicht der Rache anbefohlen;"

(Übersetzung von Wilhelm Jordan, Bong & Co.).

Fügen wir diese beiden neuen Selbstmordmotive den bereits besprochenen an, so können wir das Schema folgendermaßen darstellen:



VI.

Kindheitserlebnisse und Konstitution.

Bei allen Neurosen finden sich Entwicklungsstörungen durch infantile und aktuelle Konflikte. Dasselbe gilt für die Psychogenese von Selbstmordgedanken. Neben aktuellen Motiven, die das Leben dem Individuum unerträglich erscheinen lassen, gibt es infantile Motive, die eine masochistische Deformation der Persönlichkeit herbeigeführt haben. Diese masochistische Deformation der Persönlichkeit bewirkt, daß die aktuellen Konflikte mit erhöhter Intensität auf das Individuum einwirken.

Eine nichtanalytische Patientin hatte häufig Selbstmordgedanken. Ich fragte sie nach den Gründen, die sie zu so verzweifelten Gedanken veranlaßten. Ich gab der Patientin keinen Fingerzeig, sie wiederum besaß keinerlei spezielles psychologisches Wissen. Sie war eine intelligente Frau und mit einer gewissen Fähigkeit zur Selbstbeobachtung begabt. Als die Patientin sich anschickte, die Gründe ihrer Selbstmordgedanken zu beschreiben, begann sie spontan sogleich mit der Erzählung ihrer infantilen Konflikte. Ich gebe einen kurzen

psychologischen Auszug aus dem Bericht der Patientin und zitiere wörtlich aus ihrer Niederschrift:

„Ich erinnere mich, daß ich nahezu von Beginn jenes Alters an, da man vernünftig wird, eine unwiderstehliche Neigung zum Selbstmord verspürte. Ich war damals acht Jahre alt. Es war in X . . ., einer Stadt, in der ich die bitterste Zeit meiner ganzen Kindheit verbrachte, daß mir der Gedanke kam, mit einem Leben Schluß zu machen, das mir unglücklich und freudlos erschien."

Einige Zeilen weiter beschreibt sie die gegen sie gerichtete Aggression der Außenwelt:

„Ich hatte zahlreiche Gründe, zu meinen, daß mein Leben und das meiner Brüder nicht glücklich war. Meine Mutter mißhandelte uns mitleidslos; unausgesetzt gab es schlechte Behandlung und böse Worte. Sie war eine intelligente, kultivierte, sehr schöne Frau, von außerordentlicher Anziehung für alle, die sie nicht in vertrautem Kreise sahen. Niemand, der sie so verführerisch sah, hätte eine Ahnung haben können von ihrer Grausamkeit, von ihrem erbitterten Haß auf die Schwachen und von dem grausamen Raffinement, mit dem sie alle Arten von Leiden verursachte."

Weiter beobachtet man, wie die Aggression des Kindes gegen die Aggression der Mutter entsteht und wie diese Aggression gegen die Außenwelt sofort unterdrückt wird.

„Manchmal empfand ich einen wilden Haß gegen sie, aber ich bewunderte sie auch, obwohl sie mich leiden machte, und ihr Ausdruck der Überlegenheit, die mir allmächtig erschien, machte auf mich tiefen Eindruck."

Das Schuldgefühl verursacht die Rückwendung der Aggression gegen die eigene Person:

„Ich sah andere Kinder, Freunde und Schulkollegen, die, zärtlich umhegt, ein Leben süßer Unbefangenheit lebten. Ich beneidete sie und kam, von unserer schrecklichen Lage gelähmt, auf die Idee, daß wir unser Schicksal verdienten. Meine Mutter erniedrigte uns unaufhörlich, wiederholte uns unausgesetzt, daß wir herzlose Ungeheuer, die Verkörperung aller Bosheiten seien. Unsere Jugend hinderte uns, die Ungerechtigkeit und Ungeheuerlichkeit eines solchen Vorgehens zu erfassen. Ich pflegte verzweifelt zu weinen und war immer bereit, um Verzeihung zu bitten. Daher entstanden in mir eine Unterwürfigkeit, ein Minderwertigkeitsgefühl und eine Schüchternheit, die mich immer gequält haben.

Man erzieht die Kinder, indem man sie glauben macht, daß Eltern und Lehrer sich niemals irren. Infolge dieser Erziehung wagt das Kind, ängstlich und überzeugt von dieser Unfehlbarkeit, sich weder über Worte noch Taten der Eltern ein Urteil zu bilden. Sie haben dem Kind gesagt, ‚daß es nichts ist'[45] und daß es sie daher unmöglich beurteilen kann, daß sich seine Rolle auf blinden Gehorsam und ewige Dankbarkeit beschränken müsse. Die Eltern haben ihm eine große Gunst erwiesen, indem sie es zur Welt brachten, sie geben ihm alltäglich durch Gewährung von Nahrung und Erziehung einen Beweis ihrer Güte. Bestraft man es, so geschieht es zu seinem Besten, um seine bösen Instinkte und seine angeborene Verworfenheit zu unterdrücken. Jeder Schlag, jedes verletzende Wort ist ein Liebesbeweis, den das arme Kind nicht gebührend zu schätzen weiß;

45) Von der Kranken hervorgehoben.

der Vater, die Mutter, der Lehrer opfern sich immer, das Kind ist undankbar und bar jedes Empfindungsvermögens."

Die gegen das Ich rückgewendete Aggression läßt Selbstmordgedanken entstehen:

„Voll Verzweiflung über die hilflose Lage, in der ich mich ohne Stütze und ohne Trost befand, — Kinder können ihre Konflikte nicht lösen — begann ich daran zu denken, mit meiner ganzen Umgebung Schluß zu machen. Ja, aber wie? Seit meiner frühesten Kindheit pflegte ich meiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Die Wirklichkeit erschien mir häßlich und ich ersetzte sie durch unwahrscheinliche Träumereien, die meine Stunden des Alleinseins erfüllten. Ich hatte keine Furcht vor dem Tode, denn da mir niemand vom Jenseits gesprochen hatte, glaubte ich nicht, es könnte ein ärgeres Leben geben als das, welches ich kannte. Da ich keine religiösen Gedanken kannte, wußte ich auch nichts von der Sünde und der ewigen Buße, mit der die Kirche den Selbstmord bestraft."

Die Aggression hat sich jedoch nicht vollständig gegen die eigene Person rückgewendet. Es gibt noch einen Rest primitiver Aggression gegen die Außenwelt. Diese Aggression gegen die Außenwelt drängt sie dazu, den Tod der anderen zu wünschen.

„Ich hatte jedoch Angst, allein zu sterben, und mein Lieblingstraum war der, daß die Welt mit mir zugrundegeht. Ich dachte an fürchterliche Katastrophen im Planetensystem — mein Vater hatte mir ein paar Astronomiestunden gegeben. Ich entfernte aus diesem Unterricht alles, was er an Mathematik enthielt, und wollte in keiner Weise an die Gestirne denken, die ihre Bahn in der unabänderlichen Ordnung der kosmischen Gesetze durchlaufen. Ich stellte mir lieber vor, daß zufällige Störungen dieser Zirkulation den Lauf der Gestirne ändern und sie aneinander stoßen lassen könnten. Lange Zeit hatte ich die fixe Idee, daß unser Planet auf seiner Bahn mit einem anderen Planeten zusammenstoßen könnte. Ich malte mir die Erdbewohner aus, entsetzt, wahnsinnig vor Schreck vor der unmittelbar drohenden Katastrophe. Was mich am meisten erschreckte, war die Empfindung der Kälte und der Finsternis, die die Erde überfluten würden. Aber der Gedanke, zu sterben, mit allem fertig zu werden und so, daß von niemand auch nur die kleinste Spur verbleiben würde, tröstete mich über meine Angst."

In den letzten Zeilen wie auch in den folgenden beobachtet man die masochistische Deformation der Persönlichkeit.

„Der Wunsch, mich von der despotischen Unterdrückung durch unsere Mutter zu befreien, ließ mich gefahrvolle Spiele lieben; die Erregung, in die mich die Gefahr versetzte, machte mich die ständige Angst vergessen, in der ich lebte. Ich empfand ein ungeheueres Vergnügen daran, mich auf ein Fensterbrett zu setzen und die Beine ins Leere baumeln zu lassen. Die Möglichkeit zu fallen zog mich an, obwohl ich wußte, der Sturz würde tödlich sein, denn wir wohnten im fünften Stockwerk."

Es sei nun ein klinischer Fall geschildert, bei dem man leicht beobachten kann, wie die aus Kindheitserlebnissen entstandenen Konflikte, wieder ins Leben gerufen und verstärkt durch aktuelle Konflikte, den Gedanken an Selbstmord entstehen lassen.

Es handelt sich um einen Mann von 25 Jahren, der einen Selbstmord-

versuch machte, indem er sich mit einem Rasiermesser mehrere Schnitte durch die Adern an der Handwurzel beibrachte. Er antwortete auf die Frage nach den Gründen seines Selbstmordversuches, er finde das Leben uninteressant, müsse zuviel arbeiten und habe aus diesen beiden Gründen den Gedanken gefaßt, sich zu töten.

Tatsächlich arbeitete er seit sechs Monaten 15—16 Stunden täglich in einem Handelshaus, das einen ausgezeichneten Geschäftsgang aufwies und in dem er ein gutes Einkommen hatte und die Achtung seiner Vorgesetzten genoß. Er begann mit seiner Arbeit bei Tagesanbruch und setzte sie pausenlos bis in die Nacht fort. Er schlief wenig und hatte nicht einen freien Augenblick, um sich zu zerstreuen.

Es gab bei ihm also einen realen aktuellen Konflikt, ein Leben voll erschöpfender Arbeit, das einen Zustand der Depression hervorrief. Dieser Depressionszustand trieb ihn dazu, den Tod zu suchen. Der aktuelle Konflikt allein genügt aber nicht zur Erklärung seines Selbstmordversuches; nur wenn man die Kindheitserlebnisse des Einzelnen kennt, begreift man den Sinn seines Selbstmordes. Wir lassen kurz diese Krankengeschichte folgen:

T. war ein schwaches und kränkliches Kind. Er hatte oft, besonders im Frühjahr und im Herbst, Anfälle von Jugendasthma. In solchen Zeiten litt er an heftiger Dispnoë, die ihn am Spiel mit seinen Kameraden und am Turnen behinderte. Diese Krankheit zwang ihn, häufig in der Schule zu fehlen. Trotz seines argen Gesundheitszustandes versuchte T., beim Lernen und im Spiel seine Kameraden zu überflügeln.

Seine Eltern behandelten ihn gut, aber sehr streng. Sie waren kalte, ernste Leute, die ihrem Kind selten eine Zerstreuung gestatteten und sich bemühten, das Kind zu überzeugen, daß das Leben ernste Pflichterfüllung sein muß. Seit seiner Kindheit war Fußball sein Lieblingsspiel. Er nahm an allen Spielen teil, obwohl er wußte, daß er infolge des regnerischen Klimas seiner Wohngegend und wegen seiner Lungenkrankheit noch häufiger Anfälle haben würde.

Die strenge Erziehung durch die Familie bewirkte im Verein mit einer organischen Schwäche eine masochistische Deformierung von T.'s Persönlichkeit. Diese masochistische Deformierung der Persönlichkeit beeinflußte sein ganzes späteres Leben, trieb ihn in solche Situationen, daß das Leben jeden Reiz für ihn verlor und er zu allzu intensiver Arbeit gezwungen war, deren er sich wie einer unentrinnbaren Verpflichtung entledigte. Der Selbstmord erscheint ihm als ein Mittel zur Lösung aller seiner Konflikte.

Nach Beendigung seiner Studien arbeitete er in B. und erfüllte seine Aufgaben in zufriedenstellender Weise. Er begann Hockey zu spielen; trotz seinen hindernden Atembeschwerden brachte er es dazu, besser als seine Partner zu spielen, und wurde zum Kapitän der Mannschaft gewählt.

In B. begann er auch, in Gesellschaft zu gehen und Feste und Bälle zu besuchen. Seine Heiterkeit auf diesen Festen war erkünstelt und gezwungen. Manchmal ging er mit jungen Mädchen aus, wurde ihrer aber bald müde. Er erhielt mehrere Liebesbriefe, beantwortete sie aber nicht. Im Alter von 23 Jahren

verläßt er die Stadt und begibt sich nach P., wo er eine schöne Stellung inne hat. Er arbeitet viel und gut, es gelingt ihm, seine Stellung noch glänzender zu gestalten und Anerkennung zu finden. Seine Versetzung nach Madrid, fünf Jahre später, erfolgt dank der Achtung seiner Direktoren.

In P. schließt er sich an einen seiner Vorgesetzten an, einen fast gleichaltrigen Mann. Mit diesem Freund und dessen Frau sucht er sich zu zerstreuen, aber er kann sich von einem Ernst, der seinem Alter nicht angemessen ist, nicht freimachen. Sehr selten wagt er den Versuch, sich ein wenig mehr zu zerstreuen, danach ist er traurig und unzufrieden.

Zu dieser Zeit hat er manchmal Tage seelischer Depression. Er träumt von etwas, das er nicht beschreiben kann, das fällt und auf ihm lastet.

Im Alter von vierundzwanzig Jahren verkehrt er zum erstenmal mit einer Prostituierten. Er reagiert normal. Später wiederholt er diesen Versuch, doch selten und nur mit Prostituierten. Nach dem Verkehr fühlt er sich traurig. Er denkt nicht an eine Liebesbeziehung mit einer Frau.

Er besuchte sehr selten seine Familie, die weit entfernt von ihm lebte. Er schrieb seinen Eltern häufig, doch ohne Vertraulichkeit. T. war sich klar darüber, daß sich seine seelische Verfassung infolge seines gesundheitsschädlichen Lebens verschlechterte, aber — so sagte er — er hielt es mit seiner Arbeit wie mit dem Fußball. Obwohl er wußte, daß sein Verhalten seine Gesundheit schädigte, änderte er es nicht.

Mit achtundzwanzig Jahren übersiedelte er nach Madrid unter den oben geschilderten Umständen. Keiner außer T. konnte die große Masse von Arbeit bewältigen, die er im Bureau leistete. Kein anderer Angestellter hatte die erforderlichen Spezialkenntnisse.

T. fühlte sich physisch und psychisch sehr müde. Da er sah, daß das Leben für ihn keinen Reiz habe, beschloß er, sich zu töten. Von seinem Entschluß verständigte er niemand, nicht einmal seine Eltern. Mit einer Gillette-Rasierklinge schnitt er sich in die Adern der Handwurzel. Aber „es war niederschmetternd" nach seinem eigenen Ausdruck. Er glaubte, sofort zu sterben, aber die Wunden bluteten und nach sehr kurzer Zeit hörte die Blutung auf. Er brachte sich mehrere Verletzungen bei, „bemühte sich, die wichtigsten Adern, z. B. die Pulsader durchzuschneiden". Da er sah, daß seine Versuche so wenig Erfolg hatten, nahm er eine ganz schmale, scharfe Rasierklinge in der Meinung, die Wunde werde tiefer und die Blutung heftiger sein. Er tat sich beim Schneiden weh, aber der Gedanke freute ihn, daß er auf diese Weise endlich sterben werde. Freunde, die gerade sein Zimmer betraten und ihn überraschten, brachten ihn ins Spital, wo wir seine psychische Behandlung übernahmen.

Ein anderer Faktor, der bei einer Betrachtung über die Psychologie des Selbstmords beachtet werden muß, ist die Konstitution. Es gibt Familien, deren Mitglieder sich unwiderstehlich zum Selbstmord gezogen fühlen; Maccabruni[46] erzählt von einer Familie, in der es keinen der Faktoren gab, die im allgemeinen zum Selbstmord treiben. Es gab keine wirtschaftlichen Schwierigkeiten, keine großen Leidenschaften, keine unheilbaren Krankheiten. In psychischer Hinsicht schienen die Mitglieder dieser Familie

46) Zitiert von Rost: Bibliographie etc., S. 133.

normal. Zuerst verübte der zweite Sohn Selbstmord; kurze Zeit später seine Schwester; vier Jahre später der fünfte Sohn; weitere vier Jahre später der Vater. Die Tochter vergiftete sich mit Phosphor; alle anderen töteten sich durch einen Schuß aus dem gleichen Revolver. Zwölf Jahre später beging ein Enkel von siebzehn Jahren Selbstmord.[47]

In der Besserungsanstalt des Jugendgerichtshofes von Madrid konnten wir einen dem von Maccabruni zitierten analogen Fall beobachten. Es handelte sich um einen jungen Mann von siebzehn Jahren, I. O. . . ., der mehrmals dem Jugendgerichtshof wegen Flucht aus dem Vaterhaus und wegen Diebstahls vorgeführt worden war. Nach der Verhaftung versuchte er, sich durch Durchschneiden der Adern am Handgelenk zu töten. Die Mutter des jungen Mannes berichtete folgende Familiengeschichte:

In der väterlichen Aszendenz:

Die Befragte kannte weder die Eltern des Großvaters noch den Vater der Großmutter.

Die Mutter der Großmutter war eine heitere Person, immer zufrieden, „eine Frau, mit der sich gut leben ließ". Sie trank Branntwein, betrank sich oft, dann sang und tanzte sie . . . etc. . . . Sie starb im Alter von 89 Jahren.

Ein Bruder des Großvaters litt einige Jahre an Unterleibsneuralgien. Er machte sich Morphiuminjektionen, um seine Schmerzen zu lindern. Im Alter von 70 Jahren erschoß er sich vor einem Spiegel.

Ein Bruder der Großmutter vergiftete sich mit Streichhölzern beim Tode seiner Frau.

Der Großvater war ein schlechter Charakter und hatte oft schreckliche Wutanfälle. Er war nachtragend und wollte sich immer an Leuten rächen. Er schlug seine Frau und betrank sich täglich. Er war Drucker von Beruf und arbeitete gut.

Die Großmutter war eine ruhige Frau, von gutem Charakter, unterwürfig, ihren Kindern sehr zugetan, mit traurigem Temperament; sie sehnte sich nach dem Tode, wie sie sagte, wegen des Verhaltens ihres Mannes.

Der Vater „ist ein Verrückter, ein Neurastheniker. Sie hatte ihn kennen gelernt, als er einundzwanzig Jahre alt war. Sieht man ihn zum erstenmal, scheint er angenehm, aber bald bemerkt man seine Manien". Er braust oft auf und schlägt seine Frau. Er ist maßlos eifersüchtig. Er ist sehr wenig gesellig und hat keinen einzigen Freund, da er sich mit allen überwirft. Am Beginn seiner Ehe verabscheute er den Alkohol wegen all des Unglücks, das er über die Familie gebracht hatte. Aber zwei oder drei Jahre nach der Hochzeit (23 oder 24 Jahre alt) be-

47) Man darf aber die Bedeutung der Konstitution für die Erklärung des Selbstmordes nicht zu hoch einschätzen. Die Konstitution ist sicherlich ein Faktor, aber doch nur ein Faktor unter vielen anderen. Alle Erklärung für den Selbstmord in der Konstitution zu suchen, bedeutet Flucht vor dem Problem, das der Selbstmord zur Lösung aufgibt. Wir wollen ein Beispiel zitieren, in welchem der Konstitution übertriebene Bedeutung beigemessen wird. Um den Unterschied zwischen Selbstmordfällen bei Katholiken und Protestanten darzulegen, sagt A. Wagner, daß, „obwohl die äußerlichen Unterschiede nur klein sind, doch in bezug auf psychische Vorgänge wesentliche Unterschiede bei Substanz und Formen des Gehirns zwischen Katholiken und Protestanten bestehen".

gann er zu trinken und sich zu betrinken und tut dies jetzt noch. Er ist eifersüchtig, verdächtigt alle Welt, verdächtigt z. B. einen seiner Freunde, den Paten seines Sohnes, und behauptet, dieser Freund sei der Vater seines Kindes. Dann erkennt er wieder, daß seine Eifersucht absurd ist, und bittet weinend um Verzeihung. Einmal war seine Eifersucht so groß, daß er gar seine Frau beim Kommissariat anzeigte. Wenn seine Frau mit anderen Leuten redet, nimmt er an, daß sie schlecht von ihm spricht. Er hat mehrmals versucht, seine Frau zu töten und dann Selbstmord zu verüben.

Drei Geschwister des Vaters (zwei Onkel, eine Tante); einer von ihnen ist sehr jung gestorben. Die Tante ist im Alter von 27 Jahren an Herzembolie gestorben. Sie war sehr „nervös" und pflegte sich die Haare zu raufen, wenn ihre Mutter sie schlug und wenn sie Ärger hatte. Der dritte lebt noch, er ist von friedlichem Charakter; er liebt den Wein, und wenn er betrunken ist, singt er und macht Späße.

In der mütterlichen Aszendenz:

Die Befragte kannte die Eltern der Großmutter nicht.

Die Mutter des Großvaters starb im Alter von 89 Jahren. Sie war eine immer zufriedene Frau.

Die Mutter der Großmutter „wusch sich die Füße zwei Tage nach der Entbindung und hatte seit damals Manien", die sie nicht näher präzisieren kann.

Der Großvater spielt gerne Theater und liebte das Theater außerordentlich. Er ließ sich oft als Chorist einstellen, war von sehr heiterem Temperament, aber ohne Übertriebenheit, er war sehr gesellig, schlug seine Kinder nie und lebte glücklich mit seiner Frau.

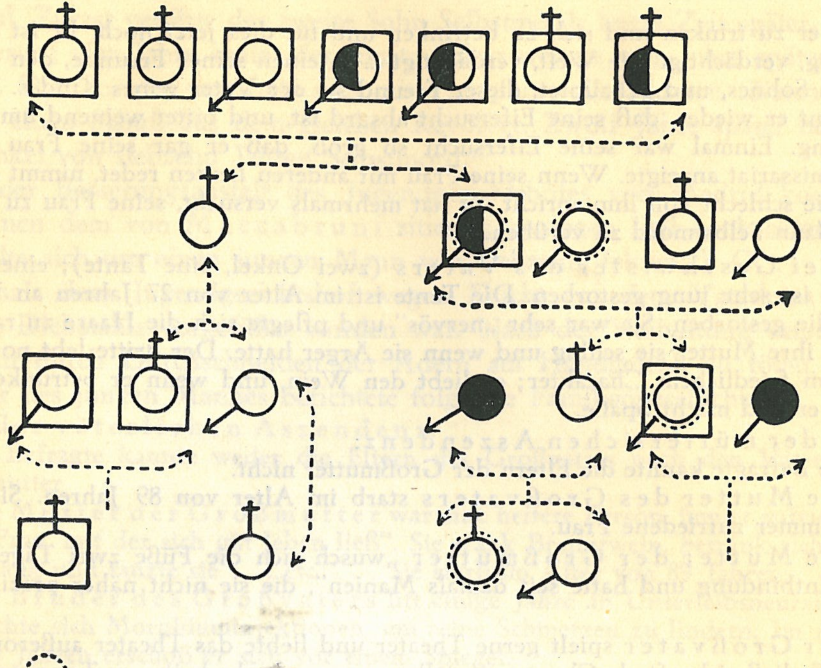
Die Großmutter war eine heitere und ruhige Frau. Ihr einziger Wahn bestand darin, sogar in ihren letzten Lebensjahren noch kokett zu sein (sie starb mit 95 Jahren). Sie frisierte sich, steckte Blumen in ihr Haar und puderte sich, jedoch ohne die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen.

Die Mutter ist eine ruhige Frau, beklagt sich darüber, daß sie mit ihrem Mann sehr unglücklich war. Sie erkannte das Pathologische in der Familie ihres Mannes und setzte sich dagegen so gut es eben ging zur Wehr. Sie heiratete mit 18 Jahren, wollte sich von ihrem Mann wieder trennen, tat es aber aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht.

Ein Bruder der Mutter wird als mißraten beschrieben. Er desertierte mehrmals aus der Armee. Sie weiß sonst nichts von ihm. Sie waren 14 Kinder, sieben sind noch am Leben, die anderen sind im Kindesalter gestorben. Die Mutter hatte überdies zwei Fehlgeburten. Die Brüder sind von reizbarem und heftigem Charakter. Sie geraten aus dem nichtigsten Anlaß in Wut und sind eigensinnig. Sie prügeln einander und werfen einander Gegenstände ins Gesicht. Geschieht ihnen etwas Unangenehmes, stoßen sie Drohungen aus; sie haben mehrere Selbstmordversuche unternommen. Alle sind sie von gleichem Charakter, allerdings kann man ihn bei den beiden Jüngsten, die fünf und neun Jahre alt sind, noch nicht recht klar erkennen.

— G., die Älteste, verheiratet, kinderlos.

— E., 20 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder, sein Charakter hat sich seit seiner Heirat gebessert.



= schwerer Alkoholismus

= Selbstmord

= Selbstmordversuch

= Psychopathie (außer Alkoholismus und Selbstmord)

— J., 19 Jahre alt, sehr nervös. Er hat Tics und wird von einem Arzt behandelt. Als Kind litt er an Anfällen, die jetzt verschwunden sind.

Er ist Schuhputzer. Er hat weder Freund noch Freundin.

— I., 17 Jahre alt, in der Besserungsanstalt interniert.

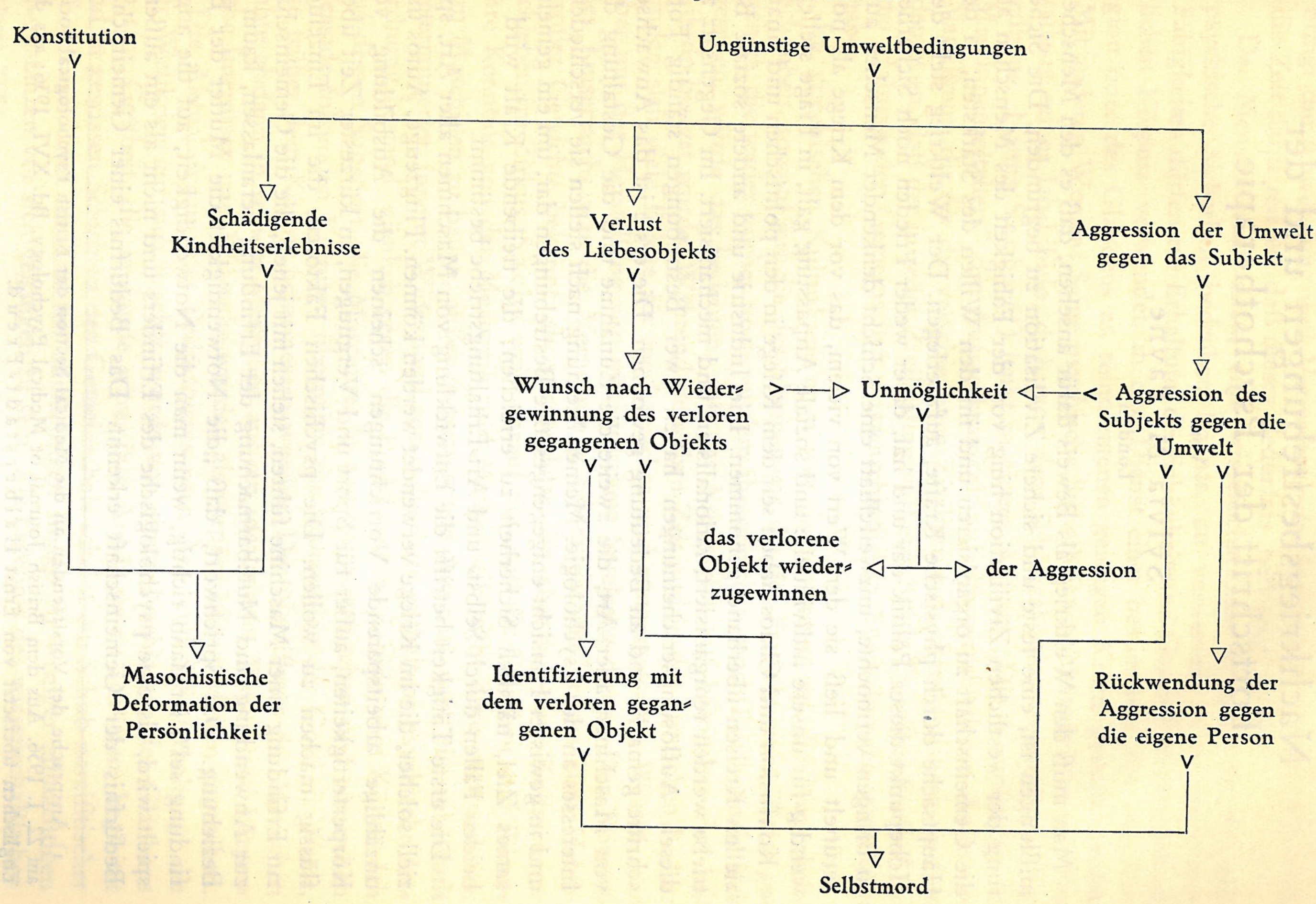
— J., 14 Jahre alt, sehr schwieriger Junge, schlägt sich viel mit seinen Kameraden.

— G., 9 Jahre alt.

— L., 4 Jahre alt.

Schlußfolgerung.

Als Zusammenfassung aller Faktoren, die wir bei unserer Erforschung der Psychogenese der Selbstmordgedanken gefunden haben, können wir folgendes Schema aufstellen:


Schema der Psychologie des Selbstmordes
Konstitution
Ungünstige Umweltbedingungen
Schädigende Kindheitserlebnisse
Verlust des Liebesobjekts
Aggression der Umwelt gegen das Subjekt
Wunsch nach Wiedergewinnung des verloren gegangenen Objekts
Unmöglichkeit
Aggression des Subjekts gegen die Umwelt
das verlorene Objekt wiederzugewinnen
der Aggression
Masochistische Deformation der Persönlichkeit
Identifizierung mit dem verloren gegangenen Objekt
Rückwendung der Aggression gegen die eigene Person
Selbstmord

Nachkriegsbestrebungen und der Fortschritt der Psychotherapie[1]

Von

Sylvia M. Payne

London

Man muß den Weltkrieg als Beweis dafür ansehen, daß es den Menschen mißlungen ist, eine feste und sichere Zivilisation zu begründen. Die Sicherung der westlichen Zivilisation hing von der Fähigkeit des Menschen ab, die Gemeinschaft zu organisieren und ihr den Willen des Stärksten, in der Hauptsache durch physische Kräfte, aufzuerlegen. Der Weltkrieg stellt den Höhepunkt dieser Politik dar und hat, da er weder Frieden noch Sicherheit zu bringen vermochte, unzweifelhaft eine Schicht denkender Menschen aufgerüttelt und ließ sie den Wert von vielem, das vor dem Kriege als notwendig für unsere individuelle und soziale Anpassung galt, in Frage stellen.

Konfusion und Chaos haben seit dem Kriege in den politischen und finanziellen Kreisen überhand genommen. Die Industrie und andere soziale Betriebe werden reorganisiert, rationalisiert und mechanisiert. Im Gegensatz zu diesen Auflösungserscheinungen haben zwei Bestrebungen ständig Fortschritte gemacht und an Bedeutung gewonnen. Die erste ist das Anwachsen von Maschinen aller Art, die zweite die Zunahme und die Gestaltung des Interesses an der Psychologie. Meiner Meinung nach stellen sie verschiedene und in gewisser Hinsicht entgegengesetzte Bestrebungen dar, um ein gemeinsames Ziel, nämlich Sicherheit zu erreichen; die treibende Kraft wird in beiden Fällen durch Selbst- und Art-Erhaltungstriebe bestimmt.

Die erste Tätigkeit betrifft die Entwicklung von Maschinen aller Art, speziell solcher, die im Kriege verwendet werden können. Flugzeuge, Autos und unzählige arbeitsparende Vorrichtungen scheinen die Ausbildung von Körperfertigkeiten, außer für Sport und Vergnügen, in kürzester Zeit überflüssig machen zu wollen. Die psychischen Faktoren, die im Einzelnen zur Erfindung einer Maschine führen, stehen mit jenen, die die Gemeinschaft zur Anwendung und Nutzbarmachung der Erfindung veranlassen, kaum in Beziehung. Das Sprichwort, daß „die Notwendigkeit die Mutter der Erfindung sei", ist dann richtig, wenn man die Notwendigkeit, auf die angespielt wird, als eine psychologische des Erfinders und nicht als ein äußeres Bedürfnis der Gemeinschaft erkennt. Das Bedürfnis einer Gemeinschaft

1) Ansprache der Vorsitzenden an die Medical Section der British Psychological Society am 22. I. 1936. Aus dem British Journal of Medical Psychology, Bd. XVI, 1936; aus dem Englischen übersetzt von Ernst Halberstadt-Freud.

bringt die Anwendung und Verwertung der Erfindung erst mit sich, wenn die Zeit dafür reif ist, daß dieses Bedürfnis befriedigt werde.

Der Mensch neigt dazu, eine wissenschaftliche Entdeckung, die seine psychische Sicherheit bedrohen könnte, zu verwerfen; seine wichtigsten Fähigkeiten dürfen zur Erhaltung der Schönheit und Gesundheit des menschlichen Körpers verwendet, in den Dienst einer bestimmten Art von Religion oder des Glaubens an seine eigenen geistigen Kräfte gestellt werden. Mit anderen Worten: Seine psychische Sicherheit ist abhängig von der Verteilung seiner Ich-Libido, d. h. von dem Schicksal seines sekundären Narzißmus. Hanns Sachs (1) lenkt in einem Aufsatz „Die Verspätung des Maschinenzeitalters" die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Arten des Narzißmus, die für die verschiedenen Zivilisationen charakteristisch sind; er deutet an, daß der in jeder Zivilisation vorherrschende Typ einen Einfluß auf die Haltung der Gemeinschaft wissenschaftlichen Entdeckungen gegenüber habe.

Im griechischen Kulturkreis etwa war das Interesse auf die körperliche Schönheit, sowohl auf die des Mannes wie die der Frau, in einer Weise gerichtet, die weder vorher noch seitdem ihresgleichen fand. Psychoanalytisch gesehen, würde das bedeuten, daß das Körper-Ich auf besondere Art mit Libido besetzt wurde. Während derselben Zeit und in der römischen Kultur finden sich viele Belege für mechanisches und mathematisches Wissen, das aber nur der Herstellung von mechanischem Spielzeug diente. Den Römern des Kaiserreichs war die Verwendung hydraulischen Drucks zum Heben großer Gewichte bekannt, sie verwendeten ihn aber nur zum Kulissenverschieben im Zirkus. Sachs weist darauf hin, daß die Griechen und Römer ihre Kenntnis von der Mechanik und Mathematik nicht dazu verwendeten, um Maschinen zu bauen, außer in begrenztem Ausmaß, weil ein unbewußt determinierter, innerer Widerstand gegen die darin enthaltene psychische Anordnung bestand: nämlich gegen die Projektion der Libido vom Körper-Ich auf dessen Substitut, die Maschine. In den der griechischen und römischen Periode folgenden Kulturen übernahm die Konzeption der Gottheit Werte, die früher dem Körper beigemessen wurden. Der Narzißmus des Menschen ruhte alsdann in seinem Vertrauen auf ein idealisiertes Wesen und körperliche Interessen und Wünsche wurden als verpönt oder verboten angesehen.

Die Aktualisierung des Bedürfnisses nach Art- und Selbsterhaltung, die der Weltkrieg mit sich brachte, wurde von einem Nachlassen des Glaubens an eine Gottheit, die imstande wäre, ihre Anhänger zu schützen, begleitet und in gewissen Schichten der Gemeinschaft scheint ein Schub narzißtischer Libido von einer idealisierten allmächtigen Imago zu weniger allmächtigen Ich-Instanzen vor sich gegangen zu sein. Als Ergebnis des wissenschaftlichen

Fortschritts wuchs des Menschen Beherrschung und Wissen von den natür=lichen Phänomenen und er trachtete, lieber eine Lösung seiner Probleme durch Vertrauen auf seine eigene Kraft zu finden als sich auf übernatürliche Wirkungen zu verlassen. Noch können wir nicht ermessen, welche Wirkung die Luftfahrt, die drahtlose Telegraphie und das Fernsehen auf die Psyche zukünftiger Generationen haben werden. Es scheint unvermeidlich, daß die Abnahme der Bedeutung der Entfernung und der damit verbundenen Be=griffe von Raum und Zeit die psychischen Abwehrhaltungen und Subli=mierungen beeinflussen muß.

Jedem Psychiater sind die Wahnvorstellungen der Schizophrenen über die Höllenmaschine, die er in seiner Umgebung wähnt, vertraut. 1918 hielt der verstorbene Viktor Tausk (2) in der Wiener Psychoanalytischen Gesell=schaft einen Vortrag „Über den Ursprung des Beeinflussungsapparates in der Schizophrenie", in dem er diese Wahnbildung analysierte, deutete und zeigte, daß die Maschine eine Projektion des Körpers darstelle. Freud (3) hatte schon darauf hingewiesen, daß die von den Schizophrenen manifestierten Symptome Restitutionsversuche darstellten. Die psychotische Erkrankung bringt eine Entziehung der Libido von den Objekten mit sich und daher ein pathologisches Anwachsen der narzißtischen Libido, das von einer Rückkehr zu ursprünglichen, auto=erotischen Einstellungen begleitet ist. Im Bestreben, mit der Anhäufung narzißtischer Libido, die mit geistiger und physischer Gesundheit unvereinbar ist, fertig zu werden, wird der Mechanismus der Projektion betätigt. Das Körper=Ich wird projiziert und stellt sich als Wahn von der Beeinflussungs=Maschine dar. Beim Psychotiker bewirkt eine psychi=sche Bedrohung des Lebens dieses Symptom.

Die Menschheit ertrug während des Krieges eine schwere Bedrohung des Lebens auf einer Stufe, die den Höhepunkt der Vorkriegszivilisation dar=stellte. Sie reagierte mit einem Zurückziehen der Objekt=Libido und einer Verstärkung der narzißtischen Libido. Beweise dafür finden sich in der Zu=nahme der Homosexualität und aller Arten von Neurosen des Einzelnen, in der Änderung der Stellung der Frau sowie in den Typen der nationalen Bewegungen, die seit dem Kriege blühen. Vom rein psychologischen Stand=punkt aus gesehen können Faszismus, Nationalsozialismus und Kommu=nismus als narzißtische Massen=Phänomene bezeichnet werden. Es ist sinnvoll, die große Bewegung des Maschinenbauens, die aus dem Kriege hervorging, als teilweise durch das Bedürfnis bestimmt anzusehen, mit dem angehäuften Körper=Narzißmus, der von der Todesangst herrührte, fertig zu werden.

Der gut angepaßte Mensch kann die Maschine als partiellen Vertreter ge=brauchen und am Anwachsen seiner Macht in ihrer Beherrschung narziß=tische Befriedigung genießen. Dieser Körper=Ersatz scheint auf den ersten

Blick große Vorteile zu haben. Er hat keine Gefühlssensationen und ist mit dem bewußten Verstand direkter zu beherrschen. Die Teile oder das Ganze können ausgewechselt werden und sind daher in gewissem Sinne unzerstörbar. Anfangs schien die Beherrschung der Maschinen direkt und vollkommen zu sein. Aber der Mensch ist auf der Suche nach vollständiger Beherrschung des Körper-Ersatzes auf ein ernstes Hindernis gestoßen: gegenwärtig stellt er Maschinen her, die er nicht kontrollieren kann, weil sich die physischen Prozesse über einen gewissen Punkt hinaus nicht anpassen lassen. Der Schöpfer wird vom Ersatzmittel behext. Bei Flugzeugen und Autos hat übermäßige Geschwindigkeit Unfälle zur Folge, weil der psycho-physische Organismus des Fahrers keiner hinreichend feinen und schnellen Anpassung fähig ist. In großen Höhen und Tiefen wirken körperliche Spannungen störend ein; physische Prozesse sind auf einen schnellen Wechsel der Umgebung nicht einstellbar. Heute werden schon mathematische Maschinen hergestellt, die Probleme genauestens lösen können, die der Mensch ohne ihre Hilfe nur schwer oder gar nicht behandeln könnte.

Auch auf dem Gebiete der Musik und des Dramas entwickeln sich mechanistische Tendenzen. Drahtlos übertragene Musik und Filme befriedigen mittels eines toten Mediums, d. h. mit Hilfe von Maschinen, künstlerische Ansprüche. Als Folge davon nehmen Bewunderung und Kenntnis der Musik zu, die Anzahl der Kinder aber, die ein Instrument zu spielen lernen, nimmt ab: das Durchschnittskind lernt Musik nicht in der Schule; das ist dem begabten vorbehalten.

Das Spielen für den Film hat für den Schauspieler und die Schauspielerin nicht dieselbe Anziehungskraft wie die Bühne. Das direkte menschliche Lebenselement ist wieder eingeengt. Es gibt kein Auditorium und die Atmosphäre ist durch mechanische Vorrichtungen und Effekte bestimmt, die von der erfinderischen Begabung eines Direktors ebensosehr wie von der Macht des körperlichen Gestaltungsvermögens des einzelnen Schauspielers oder der einzelnen Schauspielerin abhängen. Obgleich mechanische Prinzipien in einige künstlerische Betätigungen eingeführt wurden, geschieht das doch nicht allgemein, da in vielen Schulen moderner Malerei, Skulptur und Musik komplexe Tendenzen zu finden sind, die sowohl die Schätzung der einfachen und direkten Methoden künstlerischen Ausdrucks, wie auch die höchst intellektualisierte Leistung zeigen. Ich glaube, jeder, der sich mit Tiefenpsychologie und dem Ursprung der Kunst beschäftigt hat, wird zugeben, daß die Quellen der künstlerischen Inspiration in unbewußten, dynamischen Situationen, die Schöpfung, Wiederherstellung und Probleme des Lebens und des Todes betreffen, zu finden sind (4). Die Einfachheit und die Wirkungskraft primitiver Kunst rührt daher, daß uns die angewandten Methoden den Eindruck

von beherrschtem Leben und beherrschter Bewegung erfolgreich vermitteln. Dieser Eindruck wird unseren Sinnen durch Rhythmus, durch Einheit *(unity)* (6) in der festgelegten Komposition, die nach übereinstimmender Aus≈sage der Künstler die wesentlichen Merkmale großer Kunst sind, übermittelt. Im lebenden Organismus ist der Rhythmus die unbewußt bestimmte Methode, die Funktion zu beherrschen, und stellt die Methode der Natur dar, mit aktiven Kräften umzugeben. Bis heute ist noch kein ernsthafter wissenschaft≈licher Schritt unternommen worden, um die psychologische Bedeutung dieser Manifestation des Lebens zu würdigen; und das, obwohl seine Bedeutung vom Künstler und in einigen Forschungsgebieten erkannt worden ist.

Die weitreichenden Veränderungen in der Musik, der Malerei und der Plastik, die in den letzten 50 Jahren vor sich gegangen sind, sind durch auf≈fallende Änderung des Rhythmus ausgezeichnet, der das Kunstwerk er≈füllt. Bei der Musik und beim Tanz fordert die Nachkriegsjugend Synkopie≈rung. Bei der Malerei strebt der moderne Künstler danach, eine Technik anzu≈wenden, deren Ziel es ist, lieber Rhythmus, Bewegung und Komposition zu offenbaren als „die erstarrte Genauigkeit einer Menge von Details", Worte, die ich zur Bezeichnung von Gemälden verwenden hörte. Die bedeutendsten Leistungen plastischer Kunst von heute sind mit Bewegung und Rhythmus befaßt. Der westliche Künstler kann bei der alten östlichen Kunst etwas von der Weisheit des Orientalen erkennen, die ihn befähigt, seine Todesangst zu bewältigen. In seiner Kunst enthüllt der Orientale vor allem seine Würdi≈gung der Lebenskräfte. Ich neige zur Annahme, daß die Tendenz der mo≈dernen Kunst für das Rennen ums Leben bezeichnend ist, das unsere gegen≈wärtige Zivilisation durchdringt, und daß diese Tendenz, soweit sie das Vor≈handensein und die dynamische Bedeutung unbewußter primitiver Triebe enthüllt, unsere Aufmerksamkeit auf die Haupt≈Determinanten des Erfolges und Mißgeschicks von Rassen und Individuen lenkt, die wissenschaftliche Erklärung fordern.

Die Kunst hat viele unbewußte Beziehungen zum Ursprung und zur Technik primitiver Magie. Die ersten Tänze hatten magische Bedeutung. Die ersten Bilder und Abbilder wurden in der Absicht gemacht, Macht über die Individuen, die sie darstellten, im Dienste guter oder verderblicher Absichten zu gewinnen. Imitative und kontagiöse Magie stehen immer am Ursprung der Kunst. Die Lust, die ein Kunstwerk dem Menschen von heute verschafft, ist ein Ersatz für die Lust, die bei der phantasierten Befriedigung unbewußter Allmachtswünsche erlebt wurde. Der Mensch muß, wenn er angesichts der Entbehrungen und Verantwortungen, die ihm die moderne Zivilisation auferlegt, psychisch gesund bleiben will, Ersatzbefriedigungen haben.

Der therapeutische Wert künstlerischer Interessen, die nicht selten während

der psychoanalytischen Behandlung spontan auftauchen, sollte willkommen sein; vielleicht würdigen wir nicht immer genügend die Bedeutung der Tatsache, daß dies für die Erhaltung der Gesundheit notwendig sein kann. Aus diesem Grunde ist die Kenntnis der Psychologie der Kunst dem Psychopathologen von gleichem Nutzen wie dem an weiteren Problemen interessierten Psychologen.

In diesem Abschnitt meiner Darstellung war ich bemüht zu zeigen, daß über der Entdeckung der Naturgesetze und der Nutzbarmachung des Wissens, das ihn befähigt, mit den Kräften umzugehen, die sich in der Außenwelt offenbaren, dem Menschen die Kenntnis der psychischen und psychophysischen Kräfte und der Funktionen verloren gegangen ist, die sie beherrschen. Er scheint von der Idee besessen, daß ihm die Kenntnis der äußeren Gesetze Macht über die Welt und deshalb auch über sein eigenes Schicksal geben wird. Was er bis vor kurzem vernachlässigt hat, ist die Erforschung der Seele. Ich weise darauf hin, daß die Mechanisierung insofern eine Gefahr darstellt, als sie die Unsicherheit verdeckt, die der durch Aggression verursachten Angst zuzuschreiben ist; und diese Unsicherheit drückt sich in der Bedrohung durch weitere Kriege aus.

Die zweite soziale Nachkriegsbestrebung, auf welche ich angespielt habe, betrifft die Erforschung der Seele von vielen verschiedenen Gesichtspunkten aus; es scheint, daß das Menschengeschlecht zu einem Bedürfnis einer neuen Art von Wissen erwacht ist. Freud veröffentlichte seine ersten Schriften über die Psychoanalyse 1896, Jahre vor Ausbruch des Weltkriegs. Es erhebt sich die Frage, ob die Menschheit seine Entdeckungen auch dann genügend ertragen hätte, um das ständige Wachsen des Interesses, das stattgefunden hat, zuzulassen, wenn der Krieg keine so wichtige Rolle in der Erweckung von Interesse an psychischer Therapie und psychischen Funktionen als Ganzes gespielt hätte.

Freuds Erkenntnis der Natur und der Bedeutsamkeit der unbewußten seelischen Funktionen war ein Schlag gegen den Narzißmus des Menschen; nicht nur wegen des Nachdrucks, den er auf den Sexualtrieb und die infantile Sexualität legte, sondern auch weil seine Theorie den Glauben des Menschen an seine Überlegenheit über die Tiere des Feldes unterhöhlte, den Glauben an seinen Verstand und die bewußten geistigen Funktionen. Dem Menschen ist seine Vernunft wie ein Gott.

Es gibt zwei Gründe für das Zunehmen des Interesses an psychischen Dingen seit dem Kriege. Einer liegt in der Änderung in der Stellung des Mediziners zu psychogenen Krankheiten, infolge der Erfahrungen mit seelischen Erkrankungen der Frontkämpfer. Die große Zahl von traumatischen Erkrankungen nach Schußeinschlägen zeigte den Ärzten, daß die Seele

weit verantwortlicher für Gesundheit und Krankheit war, als man für möglich gehalten hatte, und daß dies sowohl für Männer wie für Frauen gilt.

Ein zweiter Anreiz für das Interesse an psychischen Dingen, das infolge des Krieges auftauchte, entstand durch die Unfähigkeit vieler, den Verlust des Mannes oder Sohnes zu tragen. Die Verleugnung des Todes führte zu einem mächtigem Anwachsen des Glaubens an spiritistische und verwandte psychische Phänomene. Immer schon hatte es Leute gegeben, die für alles, was „psychisch" genannt wurde, Interesse hatten, weil es den Anstrich von Mysterium, Magie und Unheimlichkeit hatte und sie dadurch entweder abgestoßen oder angezogen wurden. Jetzt hat sich die Wißbegierde einer unwichtigen Minderheit zu einem Bedürfnis eines großen und gebildeten Teiles der Gemeinschaft entwickelt. Wirklich wenden sich Ärzte, Erzieher, Industrielle und die Kirche selbst der Psychologie zu, um die Lösung ihrer unmittelbaren Aufgaben zu finden.

In den westlichen Zivilisationen hatten die herrschenden und gebildeten Klassen Interesse an psychischen Dingen entweder als töricht und als Beschäftigung für hysterische Frauen angesehen oder als entschieden gefährlich und wahrscheinlich verderblich und asozial, wenn sie es ernst genommen haben. Für diese Haltung gibt es viele triftige Gründe, hauptsächlich deshalb, weil das Interesse für psychische Vorgänge bis zum heutigen Tage auf der westlichen Hemisphäre nicht viel Gelegenheit hatte, über primitiven Aberglauben hinauszukommen. Die östlichen Kulturen haben das Vorhandensein und die Bedeutung psychischen Interesses viele Jahrhunderte hindurch bis zu einem gewissen Grade erkannt und besitzen ein Wissen von einer bestimmten Art, das wir weder zu assimilieren noch anzunehmen imstande waren. Es ist wohl erlaubt, einen optimistischeren Blick in die Zukunft zu werfen, wofern die Wissenschaft der Seelenforschung ernstlich Aufmerksamkeit schenkt und das Interesse an ihr nicht dazu verurteilt ist, zu verschwinden, aufzuhören und auf starre und leere Formeln gebracht zu werden, die sich auf Methoden stützen, die schon einmal versagt haben.

Noch eine andere Gefahr muß vermieden werden und diese liegt in jenem Interesse an der Seele, das, manchmal bewußt, manchmal unbewußt, durch den Wunsch bestimmt ist, die physischen Manifestierungen des Triebes zu verleugnen, zu hemmen oder auf ein Minimum zu reduzieren. Es ist dies eine Art Flucht vor äußerer Aktivität und bezeichnet ein Bestreben, psychische Aktivität an Stelle äußerer Aktivität zu setzen. Das Bestreben beschränkt sich nicht notwendigerweise auf ein Verlangen, lieber den Geist als den Körper zu entwickeln, was der Weg des Fortschritts sein kann, sondern kann mit einer Verleugnung der Wirklichkeit verbunden sein; es richtet sich dann darauf, die Absicht des Wunsches wegen der Unbeständigkeit der ange-

wandten psychischen Mechanismen zu vereiteln. Die Entwicklung des Lebens fort von der Materie wird von gewissen Sekten und sogenannten Philosophen vertreten und man hat darauf hingewiesen, daß sich der Entwicklungsprozeß auf eine Emanzipation des Geistes von der Notwendigkeit hinbewegt, sich mit Materie zu befassen. Joad (5) sagt: „Jeder neue Vorstoß praktischen Wissens, jede Vermehrung der Macht des Menschen über die Natur ist in der Tat, richtig gedeutet, nur eine Gelegenheit, um unser Bedürfnis nach Wissen und nach Umgang mit der Materie abzuschwächen." Als philosophischer und idealistischer Gedanke mag es anregend sein, Ideen in diese Richtung hin zu verfolgen. Die Wissenschaft jedoch zeigt, daß die Macht, die wir über unseren Körper haben, nicht wirklich gewaltig zugenommen hat, obgleich wir eine Anzahl neuer Tatsachen gesammelt und in ein System gebracht haben. Es ist logisch anzunehmen, daß unsere geistige Fähigkeit geeignet ist, sich nur dann in sicherer und fester Richtung zu entwickeln, wenn wir einige der augenblicklichen Probleme, die ihre gegenwärtige Unbeständigkeit betreffen, gelöst haben. Falls dem nicht so ist, müßten wir die Meinung vertreten, daß wirkliche Veränderungen von irgendwelcher Bedeutung außerhalb unseres Einflusses liegen.

Die Gelegenheit für Fortschritte im Wissen der Psychologie liegt nun in erster Linie in den Händen der Ärzte. Es besteht kein Zweifel, daß Freuds Werk und seine Einführung einer analytischen Annäherung an die Seele im Gegensatz zu anderen Arten seelischer Therapie ein weites Feld für psychologisches Interesse eröffnet hat, das nicht auf die therapeutische Behandlung kranker Individuen beschränkt ist, sondern an Probleme rührt, die die normale Entwicklung menschlicher Interessen im allgemeinen und die Aufrechterhaltung der Zivilisation im besonderen betreffen. Aber die Mitglieder des Ärztestandes haben den direktesten Zutritt zu einem relativ unerforschten Gebiet von weitreichender Bedeutung. Unglücklicherweise ringt der ärztliche Psychologe von heute mit vielen sich widersprechenden Interessen und Streitfragen. Die Majorität der Ärzteschaft neigt nicht dazu, die weitgehende Bedeutung des psychogenen Faktors bei physischen Symptomen zu begreifen, vor allem weil eine volle Einsicht in die Ätiologie vieler physischer Erkrankungen des Alltagslebens die medizinische Kultur in zeitweise Verwirrung stürzen würde. Ein Teil der Ärzteschaft müßte ihr Wissen revidieren und ihre Kenntnis von Ätiologie und Therapie bereichern oder Scharlatanen gleichgestellt werden. Eine starre Spezialisierung in der Medizin ist geeignet, mechanistische Prinzipien zu fördern, besonders dann, wenn psychologische Unterweisung fehlt oder im Studienplan nur ungenügend enthalten ist. Daher hat der ärztliche Psychologe Schwierigkeiten im Beruf zu überwinden, bevor er der Öffentlichkeit, die er behanden will, gegenübertreten kann.

Oft will der Mann aus dem Volke, wenn er Angst hat und während der Krankheit Rat sucht oder sich fragt, wie er seine Gesundheit erhalten kann, seinen Körper als eine Maschine ansehen. Das trifft besonders für das Gebiet der Psychopathologie zu. Der Psychotherapeut ist der einzige Therapeut, von dem man erwartet, daß er seine Patienten immer heilen soll, und den man, wenn er es nicht tut, leicht als Scharlatan ansieht. Bei anderen Behandlungsweisen können Mißerfolge den Arzt zwar in Mißkredit bringen, aber nie, außer bei einem paranoiden Patienten, in den Ruf eines Quacksalbers. Unsere Patienten und ihre Verwandten verlangen oft, daß wir versprechen sollen, den Kranken in einen liebenswerten und lebenstüchtigen Menschen zu verwandeln. Mit anderen Worten, man erwartet von uns, daß wir die schlechten Teile beseitigen und durch gute ersetzen sollen. Wir sollen dies in einer bestimmten Zeit vollbringen und die neuen Teile dürfen sich nie abnützen oder einer Erneuerung bedürfen. Vom Chirurgen und praktischen Arzte verlangt man nicht dieselben Versicherungen und, von einer Minderheit von Fällen abgesehen, ist relativer oder zeitweiser Erfolg alles, was man erwartet. Eine vorübergehende Genesung wird in den meisten Fällen sowohl vom Ärztestand wie auch von der Öffentlichkeit angenommen und die Psychiater sind zufrieden, wenn sie Patienten als geheilt entlassen können, bei denen ein Nachlassen der psychotischen Symptome ersichtlich ist. Es ist wahrscheinlich, daß die Psychoanalytiker zum Teil selbst Schuld tragen an den Forderungen, die man an sie richtet; diese Forderungen sind die Folge von übertriebenem Optimismus, der den neuen Entdeckungen entspringt, und die Folge einiger Resultate bei vorher als hoffnungslos angesehenen Fällen. Schließlich glaube ich, daß der wahre Grund für diese Forderungen in der unbewußten Assoziation von Psychotherapie mit Magie zu finden ist. Die Magie ist die primitive Form systematischer psychologischer Behandlung und steht mit der Psychotherapie von heute in Verbindung. Wenn der Patient das, was er wünscht, vom Arzt oder das Äquivalent an Magie vom Psychotherapeuten nicht bekommt, kann er es vom Kurpfuscher, vom Christian-Science-Mann oder von einem der zahlreichen Kulte, die gegenwärtig gedeihen, beziehen.

Die modernen Methoden der Psychotherapie kann man in solche teilen, die hauptsächlich durch die Wiederbelebung unbewußter infantiler Situationen erfolgreich sind, in denen die Angst durch den Glauben an die Allmacht (Magie) geschwächt wird, und in solche, die eine Zunahme des Realitätssinnes bezwecken.

Die Hypnose ist die augenfälligste Methode zur Wiederbelebung der infantilen Allmachtsphase. Darauf hat schon 1923 Ernst Jones (6) in einem Aufsatz über „Die Natur der Autosuggestion" hingewiesen. Jones folgerte, daß die Suggestion ein im wesentlichen libidinöser Prozeß sei und daß

hypnotische Trance eine Situation wiederbelebe, in der vollständige Einheit mit der Vater-Imago bestehe. Die Vorstellungen die dann in der Hypnose auftauchen, seien mit dem primitiven Glauben an die Allmacht der Gedanken in Übereinstimmung. Solche Vorstellungen können sich entweder zu ihrem logischen Ziel (Glauben, Urteil usw.) hin entwickeln oder zu ihren sensorischen Elementen zurückkehren (halluzinatorische Befriedigung). Verdrängte objekt-erotische Impulse werden aufgegeben und der Narzißmus wird durch Zurückziehung oder Libido verstärkt. Ich möchte die Tatsache hervorheben, daß alle Trance-Zustände ein Bestreben darstellen, ein mit libidinöser Befriedigung verträgliches psychisches Erlebnis an die Stelle eines Erlebnisses zu setzen, in das ein Objekt der Außenwelt einbezogen ist. Die Rolle, die die physischen Prozesse dabei spielen, ist auf passive sensorische Erfahrung beschränkt oder fehlt wegen der mit aktiver und bewußter Sexualität und Aggression verbundenen Angst überhaupt. Auf die bei dieser Art psychischer Zustände wirksamen psychischen Mechanismen werde ich später noch zu sprechen kommen; im Vorbeigehen möchte ich nur darauf hinweisen, daß die aufnahmsbereite und gelöste Haltung der hypnotisierten Person die vorherrschende Phantasie anzeigt, nämlich die Introjektion und die vollständige Vereinigung mit den allmächtigen Eltern-Imagines: Diese Haltung ist mit einem Aufgeben des Projektionsmechanismus verbunden, eine Reaktion, die auf das Bestreben hindeutet, die Außenwelt und in manchen Fällen auch den Körper zu verleugnen oder ihm zu entsagen.

Meiner Meinung nach sind Patienten, die in tiefe Hypnose versetzt werden können, solche, die Defekte sowohl in ihrer Ich-Organisation wie auch in ihrem sexuellen Leben aufweisen. Ich habe Aufzeichnungen über drei am Anfang der Dreißigerjahre stehende Patientinnen, die heimliche Trinkerinnen und unfähig waren, ihre sexuellen Triebe zu beherrschen oder zu befriedigen, und die Angstanfällen unterlagen. Ein hervorstechender Charakterzug war weniger die Verdrängung als die Verleugnung ihrer aggressiven und sexuellen Aktivitäten. Es war möglich, sie in tiefe Trance zu versetzen, und das Ergebnis war zeitweise vollständige Befreiung von Angst und Trunksucht, verbunden mit einem Gefühl von Zufriedenheit und Selbstvertrauen. Die Wirkung war nichtsdestoweniger von kurzer Dauer und eine solche Behandlung scheint mir in derartigen Fällen mit einer Dosis Morphium vergleichbar, die zu verabreichen ratsam sein kann, wenn eine wissenschaftlichere Behandlung nicht möglich ist.

Neben der Anwendung der Suggestion mit Hypnose ist eine mit Suggestion durchsetzte psychoanalytische Behandlung aus praktischen Gründen geeignet, die größte Rolle unter den psychotherapeutischen Methoden zu spielen. Das Haupthindernis in der Anwendung oberflächlicher Formen der

Analyse, verbunden mit direkten oder indirekten Suggestionsmethoden, ist, daß das dynamisch wirksamste Instrument der psychoanalytischen Technik dabei nicht in einer Weise angewendet werden kann, die dem Patienten den größtmöglichen Nutzen bringt. Die Übertragung zwischen Patient und Analytiker ist immer, gleichviel ob man sie erkennt oder nicht, von größter Bedeutung. Wenn sie nicht analysiert wird und dem Patienten trotzdem durch die Behandlung geholfen wird, bedeutet das, daß eine Bindung von verschieden großem Ausmaß an den Arzt verbleibt und daß eine Störung der positiven Seite der Übertragung einen Rückfall zur Folge haben kann. Die bestehende Übertragungssituation muß nicht notwendigerweise Schwierigkeiten bereiten, aber man darf vermuten, daß es in gewissen Fällen geschehen wird.

Die Vorteile, die Übertragung zu analysieren, sind sehr groß; ein Analytiker kann die tieferen Schichten des Seelenlebens außer mit Berücksichtigung der Übertragung nicht genügend wirksam behandeln. Es ist notwendig, daß die allmächtigen Imagines, mit denen verbunden die stärksten infantilen Ängste auftreten, auf den Analytiker projiziert und in der Übertragungssituation analysiert werden. Auf diese Weise können Lücken im Realitätssinn behandelt und das Ich durch Verminderung des Bedürfnisses nach Unterstützung durch Allmachtsinstanzen gestärkt werden. Bei einer tiefen Analyse führt die Auflockerung der Verdrängungen zur Aufdeckung der Mechanismen, nach denen das unreife Ich die drängenden unerfüllten primitiven Wünsche umging; diese schließen die Verleugnung der Wirklichkeit der psychischen Situation sowie des damit verbundenen Affekts mit ein. So betrachtet, kann ein Leugnen der äußeren Realität als notwendiger Abwehrmechanismus aufgefaßt werden.

Die Analysen, die mißlingen, sind solche, bei denen das Ich durch die Behandlung nicht befähigt wurde, sich mit den von den Trieben und vom Über-Ich (dem psychischen Vertreter der Außenwelt) herrührenden, einander widersprechenden Forderungen auseinanderzusetzen. Je primitiver das Über-Ich ist, das soll heißen, je mehr es den infantilen Imagines der Eltern gleicht, die in der Phase der Allmacht introjiziert wurden, desto weniger Möglichkeit zur Aktivität hat das Ich und desto weniger Berührung hat es mit der Realität.

Ich habe schon auf die Wiederbelebung der Allmachts-Phase, die in tiefer hypnotischer Trance auftritt, hingewiesen; dies ist eine besondere Situation, die eine Einheit zwischen dem Ich und dem introjizierten Objekt herstellt und die Last für jede Initiative auf das Objekt, das mit dem Hypnotisierenden identifiziert wird, verlegt. Mit anderen Worten, das Ich kann ohne die Genehmigung und Unterstützung des introjizierten Objekts oder seiner

äußeren Vertreter nicht funktionieren. Viele andere weniger klare Formen der Abhängigkeit von den introjizierten Imagines der Eltern kommen vor, die aber in diesem Aufsatz nicht erörtert werden können. Die Punkte, die ich hervorheben möchte, sind: 1. Die Störung der Ich-Entwicklung, die vorkommt, wenn diese Phase mehr als eine vorübergehende Form physischer Reaktion darstellt; 2. die Wichtigkeit der Analyse dieser Phase, wenn eine Stärkung des Ichs erwünscht oder angestrebt wird; und 3. die Analyse kann nur durch Nutzbarmachung der Übertragung erfolgreich durchgeführt werden.

Die Ich-Aktivitäten des Individuums errichten das Gebäude der Zivilisation; die Rolle, die ein Individuum spielt, wird durch die Art bestimmt, in der sich sein Ich entwickelt hat; mit anderen Worten, sie hängt von seinem Realitätssinn ab. All die in diesem Aufsatz berührten Probleme laufen in diesem Hauptthema, das die Entwicklung des Ichs und des Realitätssinnes betrifft, zusammen. Daher wird es gut sein, den Ausdruck „Realität" zu definieren und einige Hinweise auf die Richtung, in der die Entwicklung vor sich geht, zu geben.

Die Psychoanalyse nähert sich dem Problem der Realität in der Sprache der Trieblehre. Nach einer Definition der Realitätsprüfung, die kürzlich von Glover gegeben wurde, handelt es sich um die Fähigkeit, mit einem Objekt, das der Befriedigung des Triebes förderlich ist, in Berührung zu kommen. Dieselbe Definition läßt sich auf Triebe, deren Ziel einer Modifikation unterworfen wurde, und auf Triebe, die sich auf Ersatzobjekte richten, anwenden. Wir sprechen von Objektivität als der Fähigkeit, Objekte ohne Triebneigung zu schätzen, und von Subjektivität als der Unfähigkeit, Objekte ohne die von den Gefühlen des Subjekts hervorgerufenen Vorstellungen, mit anderen Worten, ohne Phantasien über das Objekt, zu beurteilen.

Das Ich ist das organisierte geistige Gefüge, von dem die Funktion der Realitätsprüfung abhängt. Die Erfahrung zeigt, daß fehlerhafte Realitätsprüfung ihren Ursprung in Schwierigkeiten hat, die in den frühen Phasen der Ich-Entwicklung, besonders in denen, die mit der Allmachts-Phase in Verbindung stehen, auftauchen. In dieser Phase ist die Leugnung der Realität ein Teil der Abwehrart des Kindes. Es ist ein Leugnen unerfreulicher psychischer Erfahrung. Wenn wir von der Realität in psychologischen Begriffen sprechen, ist es korrekt zu sagen, daß die Realität des Kindes seine Gefühle und Erregungen, seine Wünsche und Phantasien betrifft. Wir können auch sagen, daß das Kind eine rein subjektive Betrachtungsweise hat, aber das sagt uns nicht viel von dem Wesen der ersten Kontakte, die mit der Wirklichkeit hergestellt werden.

Für die Zwecke dieses Aufsatzes werde ich zwei Gruppen solcher Kon-

takte unterscheiden und sie mit der Beziehung des Primitiven zu seiner Umgebung vergleichen.

1. Es gibt einen direkten Kontakt, der von den durch die Sinne erhaltenen Wahrnehmungen abhängt, die von Tag zu Tag Veränderungen in der Seele des normalen Kindes mit sich bringen. Die anziehenden Reize von Licht, angenehmen Geräuschen, gleichartigen Bewegungen etc. erwecken das Interesse und bewirken ein immer wachsendes Verständnis für die äußere Umgebung.

Auch der Primitive tritt mit der Welt täglich in Kontakt, der auf die für die Erhaltung des Lebens wichtigen objektiven Beobachtungen der äußeren Naturkräfte und Tatsachen hinausläuft.

2. Es gibt einen Kontakt mit der äußeren Welt, der das Ergebnis primitiver Gefühlserfahrung ist; dieser Kontakt bildet den wesentlichsten Teil der psychischen Entwicklung. Er kann so beschaffen sein, daß andere Kontakte daneben nur geringe oder gar keine Bedeutung haben.

Den meisten von uns sind die zwei psychischen Mechanismen, die die ersten Beziehungen des Kindes zu den Objekten beherrschen, bekannt: Es sind dies die Mechanismen der Introjektion und der Projektion. Ein Objekt, mit dem Kontakt hergestellt wird, wird psychisch introjiziert und die mit inneren unangenehmen Erfahrungen verbundenen Impulse werden auf Objekte der Außenwelt projiziert.

Dieselbe Tendenz findet sich in der Seele des Primitiven. Lévy-Bruhl (7) spricht von diesem Prozeß als „Partizipation": er sagt, daß der Primitive keinen wirklichen Begriff in unserem Sinne des Wortes habe; er besitze das Objekt und partizipiere an ihm, d. h., er empfinde so, als ob er das Objekt wäre.

Es ist klar, daß Schwierigkeiten im Unterscheiden von innerem Erlebnis und der äußeren Welt als Resultat derartiger Mechanismen auftauchen können. Mit inneren Erlebnissen meine ich nicht nur psychische, sondern auch psychophysische. Wahrscheinlich wäre es richtig, die körperlichen Erlebnisse dieser Phase, soweit sie die Beziehung zur Seele betreffen, als äußere zu bezeichnen. Kürzlich war ich bei einem sehr gesunden, glücklichen Buben von acht Monaten, der bis dahin noch keine Reinlichkeitserziehung mitgemacht hatte, Zeuge eines einfachen Beispiels einer Verschmelzung zwischen der Reaktion auf ein äußeres Objekt und einem inneren Erlebnis. Bezeichnend für das Baby war das Fehlen der Angst vor Fremden, die es vor dem folgenden Vorfall stets freudig begrüßte. Damals nun saß es zwischen ihm bekannten Personen auf dem Fußboden und spielte mit einem Spielzeug, als ein fremder junger Mann hereinkam und sich setzte. Das Baby

schaute ihn an und schrie plötzlich wie vor Entsetzen. Ich nahm es auf und fand, daß es gerade Stuhl gehabt hatte, der ziemlich weich gewesen sein und ihm beim Herausgehen kolikartige Schmerzen verursacht haben mußte. Es wurde hinausgetragen, trocken gelegt und lächelte beim Zurückkommen den Fremden glücklich an. Augenscheinlich hatte es auf den Mann einen aggressiven Gedanken projiziert, der durch den Reiz der Darmbewegungen ausgelöst worden war.

Die Tatsache, daß ein Kind äußere Objekte und innere Erlebnisse vermischen und seine Phantasien auf das äußere Objekt projizieren, das Objekt introjizieren und mit einem Teil seines Körpers identifizieren kann, macht es verständlich, daß sich, solange diese Phase nicht befriedigend durchlaufen wird, ernstliche Defekte im Realitätssinn ergeben. Weiters wird die Situation durch die Art der Ich-Entwicklung kompliziert, die, wie Ed. Glover (8) zu verstehen gibt, ihren Ursprung in einer Reihe von Ich-Kernen hat, die mit verschiedenen physischen Funktionen und erogenen Zonen verbunden sind. Ehe es nicht zur Integration der Ich-Kerne kommt, können die Grenzen des Ichs nicht genau bestimmt werden und die Identifizierung mit introjizierten Objekten überwiegt.

Die Stellung des Primitiven seinen psychischen Aktivitäten gegenüber wird durch seine Stellung zu Träumen gut illustriert. Lincoln (9) sagt: „Was er im Traume wahrnimmt, wird nicht als von seiner eigenen Seele erzeugte Vorstellung anerkannt, sondern als eine eigene Realität mit eigener, vom Träumer unabhängiger Existenz angesehen." „Die Erlebnisse von Leuten in Träumen werden als Beweis für die Existenz von Geistern angeführt." Der Primitive durchläuft die animistische Kulturphase, wenn er glaubt, daß seine Träume mit Geistern in Zusammenhang stehen. Er projiziert auch die unbewußten Triebe, die für seine Träume verantwortlich sind und findet Geister in unbeseelten und beseeelten Objekten in der Außenwelt. Es gibt Beispiele, bei denen man glauben könnte, daß der Primitive zwischen Traum und Realität keinen Unterschied mache, wie in dem von Lévy-Bruhl (10) überlieferten, bei dem ein Häuptling träumte, daß er nach Portugal und England gereist sei und am nächsten Morgen europäische Kleider anlegte und die Glückwünsche seiner Freunde entgegennahm. Im allgemeinen jedoch vertreten die Ethnologen die Ansicht, daß die Primitiven sehr wohl zwischen Traum und Wach-Erlebnis unterscheiden und dem Träumen oft mehr Realitätswert beimessen als dem tatsächlichen Erlebnis.

Ich glaube, wir können in der Phase der Introjektion und Projektion der Kindheit eine enge Parallele zum Animismus finden. Melanie Kleins Arbeiten über die Phantasien dieser Phase zeigen, daß das Kind phantasierte Ob-

jekte in sich auf dieselbe Art betrachtet wie der Primitive die Objekte in seinen Träumen. Die Pfade, auf denen das Kind von dieser Phantasiewelt, die durch Personifikation primitiver Triebe bevölkert ist und durch von der Umgebung empfangene Wahrnehmungen verstärkt wird, seinen Weg zur Realität findet, müssen gewunden und mannigfaltig sein. In diesem Stadium ist das Kind hilflos und kann nur wünschen; es überschätzt daher seine geistigen Prozesse und sieht sie als allmächtig an. Der Wunsch, der im späteren Leben auf eine Handlung hinausläuft, kann durch seine bloße Intensität halluzinatorische oder illusionäre Wirkung haben. Er tut dies zuerst, indem er durch zentrifugale Erregung der sensorischen Organe eine befriedigende Situation schafft (12).

Freud (11) weist darauf hin, daß die Technik der Magie, die vom Primitiven angewandt wird, ihren Ursprung in einer analogen Situation hat; nur mit dem Unterschiede, daß der Primitve eine Handlung, gleichsam eine motorische Halluzination, an Stelle der vom Kinde angewandten sensorischen substituiert. Mit der Zeit wird der psychische Akzent von den Motiven der Handlung auf die Handlung selbst verlegt. Der Faktor, der sowohl die psychische Situation beim Kinde wie die Technik der Magie beim Primitiven beherrscht, ist der Glaube an die Allmacht der Gedanken. Freud (11) sagt: „Die Magie muß den mannigfaltigsten Absichten dienen: die Naturvorgänge dem Willen des Menschen unterwerfen, das Individuum gegen Feinde und Gefahren schützen und ihm die Macht geben, seine Feinde zu schädigen".

Ich habe schon auf die Rolle, die die Mechanismen der Projektion und Introjektion spielen, hingewiesen und habe gezeigt, daß die Magie oder die Allmacht der Gedanken den introjizierten Eltern-Imagines zugeschrieben werden können; die allmächtigen Imagines können in die Außenwelt projiziert werden und mit der Person des Magiers oder Medizinmannes oder, in gemäßigter Form, mit Priester und Arzt von heute zusammentreffen. Die Betätigung des Mechanismus der Projektion ist der erste Versuch, die Außenwelt und die Objekte zum Lösen der inneren Spannung zu verwenden. Als ich von der Hypnose und den Trancezuständen sprach, habe ich versucht zu zeigen, daß ein Aufgeben dieses Mechanismus vorkommt, wenn die Verleugnung der äußeren Realität und des Körpers oder ein Verzicht auf sie als als Abwehrmittel versucht wird. Unter bestimmten Bedingungen findet beim Primitiven eine Identifizierung zwischen dem Ich und allmächtigen introjizierten Objekten statt, zum Beispiel wenn er sich mit seinem Totem identifiziert; dasselbe geschieht auch bei abnormalen geistigen Zuständen, etwa bei der Schizophrenie, wenn eine Identifizierung mit Gott vorkommt. Melitta Schmideberg (12) hat gezeigt, daß eine normale Stellung zur Realität nur dann gewonnen werden kann und die Ich-Grenzen nur dann errichtet

werden können, wenn das introjizierte Objekt vom Subjekt getrennt worden ist. Klinisch beweisen die ernsten Defekte im Realitätssinn sowie die Charakterschwäche oder pathologische Natur der Ich-Entwicklung bei Individuen, die bewußt Anspruch auf allmächtige Kräfte machen oder die zur allmächtigen Haltung in der Trance zurückkehren, die Wahrheit ihrer Behauptung.

Der erste Schritt des Kindes zur Realität führt über die Entdeckung seines eigenen Körpers und dann, wie Melanie Klein (13) gezeigt hat, zur Entwicklung von Phantasien, die den Körper der Mutter in der Außenwelt zum Inhalt haben. Der psychische Prozeß der Entdeckung umfaßt die Libido-Besetzung des Körpers und die Bildung des Körper-Ichs; die Phantasietätigkeit geht mit diesem Prozeß Hand in Hand. Das erste Objekt, das in der Außenwelt mit Libido besetzt wird, ist die Mutterbrust (ein Teilobjekt) und späterhin die Mutter als Person: Phantasien, die den Körper der Mutter zum Inhalt haben, sind von besonderer Bedeutung. Die Libido geht, unterstützt von den Mechanismen der Projektion, der Verschiebung und Substitution von den ersten Objekten des Interesses auf andere Objekte der Umgebung über. In manchen Fällen führt übermäßige Angst in Verbindung mit infantilem Sadismus zur Hemmung der Aktivitäten, durch die der Weg zur Realität gewonnen wird; in anderen können die Mechanismen der Verschiebung, Projektion und Substitution durch Angst angeregt werden. Die Faktoren, die solch widersprechende Resultate bewirken, können in diesem Aufsatz nicht beschrieben werden. Es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß durch verfrühte Positionen des Ichs neurotische und psychotische Mechanismen in einer Flucht zur äußeren Realität hin betätigt werden können. Mit anderen Worten, es kann das Bestreben, neben den ersten Objekten (den Eltern) auch der Außenwelt nahe zu kommen, sowohl von der Notwendigkeit, die innere Spannung zu lösen, als auch von den durch die Sinne erhaltenen Reizen bestimmt werden.

Es ist sicher richtig, daß Angst durch realitätsgerechte Aktivität besser bewältigt und verarbeitet wird als durch irgendwelche andere Mittel außer der direkten Befriedigung des Triebes. Nina Searl (14) zeigte in ihrem Aufsatz „Die Flucht in die Realität" die Rolle, die neurotische Mechanismen bei der Bestimmung der Ich-Interessen spielen, und Klein (15) hat kürzlich Beweise für eine Phase der Aktivität erbracht, die von manischem Typ ist und das Bestreben darstellt, depressiven und paranoiden infantilen Positionen zu entkommen; dies kann ins erwachsene Leben übergreifen und die spätere Aktivität beträchtlich beeinflussen. Riviere und Winnicott haben Material vorgestellt, um Kleins Arbeit zu illustrieren. Patienten, deren Fähigkeit zu Interessen auf neurotische oder psychotische

Abwehrmechanismen begründet ist, können begabt sein und wertvolle und originelle Arbeit leisten; gleichzeitig aber zeigen sie beständig schwere Defekte in ihren persönlichen Beziehungen. Intellektuelle Entwicklung von höchstem Rang geht mit defekter oder fehlerhafter Gefühlsentwicklung und dem Fehlen von wirklicher Beziehung zu Menschen oft Hand in Hand.

Ich glaube, daß der Realität zugewendete Interessen und Aktivitäten, die aus diesen Quellen stammen, nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens als Sublimierungen angesehen werden müssen. Gleichzeitig erfordert eine Prüfung der Probleme, die diese Beobachtungen darstellen, eine beträchtliche Anpassung der Orientierung, wenn man jeder Seite die gebührende Aufmerksamkeit schenken will. Der Standpunkt des Individuums und der Gemeinschaft muß in Betracht gezogen werden und es ist klar, daß diese oft nicht identisch sind. Vom Standpunkt des individuellen Patienten aus muß ein Kriterium der Heilung angenommen werden. In Fällen, die ich behandelt habe, hat die Aufrechterhaltung der Aktivität und ihr Anwachsen den Weg zur Lösung der tiefer liegenden Konflikte geebnet. Vom Standpunkt der Gemeinschaft aus muß erkannt werden, daß solche Individuen, die die größten Beiträge zur Kultur geliefert haben, nicht immer die sind, die ihre persönlichen psychologischen Probleme gelöst haben. Große Wissenschaftler sind gefühlsmäßig oft Kinder und Künstler sind sprichwörtlich unstet und neurotisch. Sollte die Gemeinschaft nicht die verschiedenen Typen der Anpassungsfähigkeit begrüßen und sie nicht nur ablehnen? Die Gefahr geht von Individuen aus, die unbewußt neurotische und psychotische Mechanismen beim Umgang mit der Wirklichkeit auf Kosten der Gemeinschaft betätigen und doch von der Gemeinschaft akzeptiert werden. Infolge des Fehlens von psychologischen Untersuchungen der Ursachen des Krieges sind wir nicht in der Lage zu sagen, welche Rolle ein einzelnes Individuum bei der Verursachung eines Kriegsausbruches spielt; wir können jedoch sagen, daß Individuen mit Charakterzügen von paranoidem Typus wegen ihrer megalomanen Tendenzen große Chance haben, an die Macht zu kommen. Ein Verständnis für die Bedeutung der unbewußten Triebe und Motive stellt einen ersten Schritt zur Verhinderung der Wahl solcher Personen für leitende Positionen dar.

Ein Studium der Typen unserer Zivilisation in Verbindung mit dem Unbewußten wird nötig sein. Lincoln (16) hat kürzlich gezeigt, daß der manifeste Trauminhalt der Primitiven in direkter Beziehung zu ihrem Kulturtyp steht. Róheim (17) hat darauf hingewiesen, daß der Typ der primitiven Kultur von der Beschaffenheit der infantilen Traumata abhängt. Unwin (18), der von einem oberflächlichen Standpunkt aus spricht, hat eine Beziehung zwischen primitiver Kultur und der Regelung der Geschlechtsbeziehungen

aufgezeigt. Die Ansicht der Psychoanalytiker, daß durch ein Studium des Unbewußten im Individuum Licht auf den Ursprung und das Wachstum der Zivilisation geworfen werden kann, wird durch die Arbeiten der Ethnologen bestätigt. Der Mensch hat Angst, sein Unbewußtes zu erforschen, nicht weil es ein gefährliches Gebiet ist, sondern weil er, ehe er die Situation nicht vergegenständlichen kann, dazu neigt, die Ängste seiner ersten Erlebnisse im Zusammentreffen mit der Außenwelt wieder zu beleben. Es gibt auch die Angst vor der Regression und den Gefahren, die ein Verlust des Kontaktes mit der Wirklichkeit nach sich zieht.

Abschließend möchte ich das Wissen um die psychische Beherrschbarkeit der Aggression hervorheben, das durch die Technik der Psychoanalyse schon erworben wurde. Ich möchte Sie daran erinnern, daß die Magie eine primitive Technik, die Aggression ohne Anwendung physischer Kraft zu beherrschen, darstellt. Die treibende Gewalt ist die Libido und der Erfolg der Magie hängt von der Wiederbelebung einer psychischen Situation ab, die die Angst löst und eine illusierende Darstellung von Macht schafft. Obwohl die Magie in gewissem Sinn des Wortes eine illusorische Macht ist, wissen wir doch, daß der Primitive ihr ergeben ist und daß sie die Aggression beherrschen kann. Die Entwicklung der Seele des Menschen und das Anwachsen der Kultur hat zahlreiche Komplikationen für das Problem der Beherrschung der Aggression geschaffen. Eine Tatsache jedoch bleibt unverändert und das ist die, daß aggressive Triebe gemildert und durch Verschmelzung mit libidinösen Trieben gebunden werden können. Die Ausbreitung libidinöser und aggressiver Triebe findet in Verbindung mit den frühen Introjektionen in der Phase der Ich-Entwicklung statt, auf die ich in diesem Aufsatz verwiesen habe; diese Introjektionen sind die Basis der Über-Ich-Bildung. Eine analytische Technik, die diese Introjektionen modifizieren kann, ist von größter Bedeutung. Ich habe schon gesagt, daß dies nicht ohne Übertragungs-Deutungen durchführbar ist. Wir brauchen Untersuchungen, um die besten Methoden zur Förderung psychologischer Entwicklung, die einer Verschmelzung dieser zwei Triebgruppen dient, herauszufinden. Ich habe angeführt, daß die Tendenz, mechanistische Prinzipien in viele soziale Gebiete einzuführen, und das rapide Anwachsen der Maschinen eine Neigung verraten, eine Sicherung vor der Todesangst eher durch die Anwendung von Körper-Substituten, die bewußt beherrscht werden können, zu suchen, als durch eine Bemühung um Mittel, die Aggression an ihrer Quelle zu kontrollieren und zu verarbeiten. Die Eroberung der Außenwelt bildet einen wesentlichen Teil des dynamischen Lebens des Menschen; sie ist aber nicht wichtiger als die Erforschung der Psyche, die alle Handlungen des Menschen in der Welt bestimmt.

Literaturverzeichnis:

(1) Sachs, Hanns: Die Verspätung des Maschinenzeitalters. Imago, Bd. XX, 1934, S. 78.
(2) Tausk, Victor: Über die Entstehung des „Beeinflussungsapparates" in der Schizophrenie. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. V, 1919, S. 1 ff.
(3) Freud, Sigm.: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia. Ges. Schr., Bd. VIII, S. 355 ff.
(4) Sharpe, Ella: Similar and divergent unconscious determinants underlying the sublimations of pure art and pure science. Int. Journal of PsA., Bd. XVI, 1935.
(5) Joad, C. E. M.: Return to philosophy. 1935, S. 243.
(6) Jones, Ernest: The nature of auto-suggestion. Brit. Journal of Med. Psychol., Bd. III, 1923.
(7) Lévy-Bruhl, L.: La Mentalité Primitive. 1922.
(8) Glover, Edward: Grades of ego differentation. Int. Journal of PsA., Bd. XI, 1930.
(9) Lincoln, J. Steward: The dream in primitive cultures. 1935, S. 27.
(10) Lévy-Bruhl: op. cit., 1922.
(11) Freud, Sigm.: Totem und Tabu. Ges. Schr., Bd. X, S. 97.
(12) Schmideberg, Melitta: The role of psychotic mechanisms in cultural development. Int. Journal of PsA., Bd. XII, 1931, S. 387.
(13) Klein, Melanie: Die Psychoanalyse des Kindes. Int. Psa. Verl., Wien, 1932.
(14) Searl, N.: Die Flucht in die Realität. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1929.
(15) Klein, Melanie: A contribution to the psycho-genesis of manic-depressive states. Int. Journal of PsA., Bd. XVI, 1935.
(16) Lincoln, J. Steward: op. cit., 1935.
(17) Róheim, Géza: The Riddle of the Sphinx. London, 1934.
(18) Unwin, J. D.: Sexual regulations and cultural behavior. Brit. Journal of med. Psychol., Bd. XV, 1935, S. 153 ff.

Das Märchen vom Marienkind

Von

C. M. Versteeg-Solleveld

Den Haag

Ein bisher noch wenig benütztes Material für das Verständnis des Seelenlebens der Frau bieten Märchen.

Märchen wie „Dornröschen", „Schneewittchen", „Die Prinzessin auf der Erbse" sind für eine psychoanalytische Deutung sehr ergiebig.[1] Auch das durch Grimm allgemein bekannte Märchen vom Marienkind gehört hierher. Es fand schon mehrmals die Aufmerksamkeit psychoanalytischer Autoren.[2] Doch scheint uns, daß neben den schon gegebenen Deutungen noch mancher Aufschluß über das Seelenleben der Frau in ihm verborgen ist.

Das Märchen erzählt:

Die Jungfrau Maria nahm ein Kind von armen Leuten zu sich und erzog es im Himmel. Als das Mädchen vierzehn Jahre alt war, ging Maria einmal auf Reisen und übergab dem Mädchen die Schlüssel zu den dreizehn Türen des Himmelreiches; zwölf von diesen dürfe sie aufschließen, die dreizehnte zu öffnen wurde ihr verboten. Sie besah zwölf Wohnungen des Himmelreiches, in denen in jeder ein Apostel saß, dann übertrat sie das Verbot und öffnete auch das dreizehnte Zimmer. Da sah sie die Dreieinigkeit im Feuer und Glanz sitzen. Von dem Glanz, an den sie rührte, wurde ihr Finger ganz golden. Das Herz klopfte in einem fort. Das Mädchen empfand eine gewaltige Angst. Auch das Gold war nicht mehr von dem Finger zu entfernen. Maria kam zurück und entdeckte an dem Benehmen des Mädchens sein Verbrechen. Das Kind leugnete jedoch und wurde aus dem Himmel verbannt. Es versank in einen Schlaf und erwachte in einer Wildnis. Es wollte rufen, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Jahrelang wohnte es in dem Walde, nährte sich nur von Beeren und Wurzeln. Ein König fand das Mädchen und heiratete es. Nachdem ihm ein Sohn geboren war, erschien Maria und sprach: „Willst du die Wahrheit sagen und gestehen, daß du die verbotene Tür aufgeschlossen hast, so will ich deinen Mund öffnen und dir die Sprache wiedergeben; verharrst du aber in der Sünde und leugnest hartnäckig, so nehme ich dein neugeborenes Kind mit." Die Königin leugnete wieder und Maria verschwand mit dem Kinde. Dies wiederholte sich nach der Geburt des zweiten Sohnes und zum drittenmale, als die Königin ein Töchterlein bekommen hatte. Das Volk glaubte, die Königin sei eine Menschenfresserin; sie wurde verurteilt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Auf dem brennenden Scheiterhaufen rief sie in ihrer Angst aus: „Ja, Maria, ich habe es getan." Da

1) Vgl. St. Bornstein, Das Märchen vom Dornröschen in psychoanalytischer Darstellung, Imago, Bd. XIX, 1933. — J. F. Grant Duff, Schneewittchen. Versuch einer psychoanalytischen Deutung, Imago, Bd. XX, 1934.

2) Vgl. die Bemerkungen von O. Rank in „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage", Wien 1912, S. 262, und in „Sexualität und Schuldgefühl", Wien 1926, S. 23.

löschte ein Regen das Feuer und Maria erschien mit den drei Kindern, löste ihr die Zunge und gab ihr Glück für das ganze Leben.

Wir werden versuchen, den unbewußten Sinn dieses Märchens zu finden und seinen ursprünglichen Kern zu rekonstruieren.

Zum Eingang erinnern wir uns der scharfsinnigen psychologischen Unterscheidung, die Rank[3] einmal zwischen dem latenten Gehalt der Mythen und der Märchen machte. Er führt aus, daß die unterdrückten und verdrängten Regungen der Menschen im Mythus zum Durchbruch kommen, während diese unerfüllten Wünsche im Märchen, seiner erzieherischen Aufgabe gemäß, als verboten gekennzeichnet werden. Wir könnten sagen: Der Mythus bringe die Wunscherfüllung wie der Traum, das Märchen aber stelle eine deutliche Drohung gegenüber diesen verpönten Wünschen dar.

Welche sind nun die Wünsche, die in der Entstellung und Verschiebung des Märchens vom Marienkind zu erraten sind?

Beim Versuche der Zurückführung auf den primären Kern dieses Märchens werden wir sogleich einige Züge seines manifesten Inhalts als spätere Auflagerungen erkennen.

Wenn das Mädchen das dreizehnte Zimmer aufsperrt und dort die Dreieinigkeit in Feuer und Glanz sieht, so wird es wahrscheinlich, daß hier eine spätere christliche Anschauung eine ursprüngliche verdrängt habe, so wie etwa die Gestalten der Heiligen die früheren heidnischen Dämonen ersetzten. Auch die Zahl dreizehn kann vielleicht in diesem Zusammenhang, zumindest teilweise, erklärt werden. Sind es nicht ursprünglich zwölf Jünger, die sich um Christus als Mittelpunkt scharen?

Wir wissen wohl, daß im Alltagsleben wie im Märchen die Zahl dreizehn eine besondere Rolle spielt. Die böse dreizehnte Fee in der Geschichte Dornröschens, das dreizehnte Kind im Märchen „Gevatter Tod", das Mädchen mit den zwölf Brüdern, mögen hier genannt werden.[4] Jeder kennt den Aberglauben, daß es Unglück bringe, wenn dreizehn Personen bei Tisch sitzen. Vielleicht spielt hier die Vorstellung vom letzten Abendmahl, an dem bekanntlich Jesus mit seinen Jüngern, also dreizehn Personen, teilnahmen, eine Rolle.

Wir können aber auch eine andere Quelle erkennen, die später für die Deutung des Märchens wichtig ist. In Träumen weisen Zahlen so häufig auf das Alter hin. Sollte der Zahl dreizehn auch hier eine ähnliche

3) O. Rank: Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. Leipzig und Wien, 1919.

4) Für weitere Beispiele verweise ich auf die Arbeiten von O. Weinreich (Triskaidekadische Studien. Religionsgesch. Versuche und Vorarbeiten, Bd. XVI, Heft I) und E. Böklen (Die „Unglückszahl" Dreizehn. Leipzig 1913). Weinreich gibt keine Erklärung der Zahl, während Böklen nur auf einen lunaren Ursprung hinweist.

Bedeutung zukommen, wenn im Märchen gesagt wird, das Mädchen dürfe zwölf Zimmer öffnen, das dreizehnte sei ihr aber verboten? Könnten wir das nicht so übersetzen, daß ihr bis zum zwölften Lebensjahr dasjenige erlaubt wäre, was ihr im dreizehnten verboten wird? Wir erinnern uns daran, was dieses Alter für das heranwachsende Mädchen bedeutet: es ist die kritische Zeit des Eintretens der Pubertät und der ersten Menstruation. Vielleicht führt dieser Einfall tiefer in den uns noch nicht bekannten latenten Märchen-inhalt.

Immerhin wäre möglich, daß das Erscheinen dieser Zahl im Märchen vom Marienkind auch in dieser Art überdeterminiert ist.

Wir wissen, daß in den kollektiven Schöpfungen des Menschengeistes ebenso wie im Traum und in der Dichtung Zimmer, Schachteln und Schüssel als Symbol für das weibliche Genitale erscheinen. Vielleicht ist die Zahl dreizehn auch durch die Zahl der Körperöffnungen bestimmt, wenn wir dabei nicht an die Lehre der Anatomie denken, sondern an die Anschauungen des Kindes über den eigenen Körper. Am Kopf unterscheidet das kleine Mädchen schon sieben Öffnungen, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Nasenlöcher und den Mund, dann am Körper die zwei Brüste, Nabel, Harnöffnung, Anus und Vagina. Sollte diese Erklärung etwa gekünstelt anmuten, so darf ich vielleicht das Beispiel eines kleinen Mädchens anführen, das die Eigentümlichkeit hatte, bei kleinen Badepuppen alle diese Stellen mit einer Stecknadel zu durchbohren. Nachher bekam sie Angst, gefragt zu werden, was die Stiche bedeuteten, und dann wurde der Körper der ganzen Puppe mit Nadelstichen durchlöchert.

Wie erwähnt, wird das verbotene Zimmer, das in zahlreichen Märchen und Volkserzählungen erscheint, allgemein unbewußt als das weibliche Genitale aufgefaßt. Ich erinnere nur daran, daß dieselbe Vorstellung in dem bekannten Märchen von Blaubart in entstellter Form auftritt. In einer späteren Studie hoffe ich zeigen zu können, daß der latente Inhalt dieses Märchens gefunden werden kann, wenn man die Entstellung, welche durch die Umkehrungsmechanismen bewirkt wird, rückgängig gemacht hat.

Diese unbewußte Bedeutung des verbotenen Zimmers ist am deutlichsten in einem esthnischen Märchen „Die Meermaid" erkennbar, in dem vom dreizehnten Zimmer gesagt wird: „die Tür war immer verschlossen und die Fenster waren von innen durch doppelte Vorhänge so dicht verhüllt, daß nirgends eine Öffnung blieb. Das geheimnisvolle Gemach hatte keinen Fußboden, sondern sah aus wie ein großer, viereckiger Kübel, der viele Fuß hoch mit Wasser gefüllt war."[5]

5) Friedrich Kreuzwald: Esthnische Märchen. Halle, 1869.

Wir wollen nun zur Deutung der anderen Züge des manifesten Märchens übergehen. Sein Anfang ist deutlich genug: die Jungfrau Maria, die ein Kind armer Leute zu sich nimmt und es erzieht, stellt eine erhöhte Mutter dar, so wie in anderen Märchen eine Königin an deren Stelle erscheint.

Das Mädchen des Märchens vom Marienkind öffnet nun trotz des Verbots das dreizehnte Zimmer und sieht die Dreieinigkeit.

In diesem Motiv scheinen verschiedene Determinanten verdichtet. Man versteht die unbewußte Phantasie am besten, wenn man andere Versionen des Märchens heranzieht, die weniger bearbeitet, weniger entstellt zu sein scheinen. In einer Determinante scheint es sich um die Phantasie vom Anblick des nackten mütterlichen Körpers zu handeln. Tatsächlich besteht eine Version des Märchens vom Marienkind, nach der das Mädchen in dem verbotenen Zimmer ihre Pflegemutter nackt im Bade sieht.[6] Ein kleines Detail ist dabei bemerkenswert: zwei Mädchen lesen der Pflegemutter vor. Ähnlich sieht in einer anderen Variante das Kind hinter der verbotenen Tür vier Mädchen, unter ihnen die Pflegemutter, sie alle sind schwarz gekleidet und lesen.[7]

Im Sinne unserer analytischen Deutung soll dies wohl heißen, daß das Mädchen im Bad ihr Genitale inspiziert. Die zwei oder vier Mädchen werden, wie so häufig im Traum, für die äußeren und inneren Schamlippen stehen, so wie die Pflegemutter für die Gebärmutter.

Das Motiv der Neugierde ist deutlich genug, das Lesen aber weist auf die so häufige Form der Befriedigung der sexuellen Neugierde hin: das Nachsuchen in Büchern, dem wir bei pubertierenden Jugendlichen so häufig begegnen.

Besonderes Interesse erwecken die Variationen des Marienkindmärchens, in denen andere Bilder vor dem Mädchen auftauchen, wenn es in das verbotene Zimmer eindringt: Jesus am Kreuz, ein Skelett auf einer Bahre, die Patin, die Jesus die Füße wäscht, das Fegefeuer, ein Käfig mit drei Schlangen, Maria auf einer feurigen Schaukel, oder wie Maria halb Weib, halb Fisch ist.

Die Variationen des Märchens werden für die analytische Betrachtung besonders deshalb lehrreich, weil sie auf die verschiedenen Schichten zurückweisen. Einige dieser Beispiele sind ihrem verborgenen Sinn nach leicht zu verstehen. Maria auf einer feurigen Schaukel, die Patin, die Jesus die Füße wäscht, ein Käfig mit drei Schlangen — alle diese Vorstellungen erscheinen als Verarbeitungsprodukte der Phantasien des kleinen neugierigen Mädchens

6) E. Sidney Hartland: The forbidden chamber. The Folklore Journal, Vol. VIII, 1885.

7) Anmerkungen zu den Kinder= und Hausmärchen der Brüder Grimm, neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polivka. Leipzig, 1913.

von der Beobachtung der Eltern im Sexualverkehr. Das verbotene Zimmer ist auf dieser Deutungsebene eben das elterliche Schlafzimmer, in dem die Erwachsenen jenes Geheimnisvolle tun.

Die Vorstellung von einem Skelett auf einer Bahre, die in anderen Variationen erscheint, bringt eine masochistische Konzeption des Geschlechtsaktes wieder herauf, wobei sicherlich auch das Strafbedürfnis des kleinen Mädchens Befriedigung findet.

Auch das Verbot, die eigenen Genitalien zu berühren, zu öffnen und zu inspizieren, wird deutlich.

Stellen wir diese Einsicht mit dem früher Gesagten zusammen, so glauben wir, nun den latenten Sinn des Märchens besser erfassen zu können. Es handelt sich darin im wesentlichen um eine Wiederspiegelung der seelischen Situation des Mädchens zur Pubertätszeit. Zu dieser Zeit wird das mütterliche Verbot zu onanieren verschärft, ebenso die Hemmung gegenüber der sexuellen Neugierde und dem intensiver werdenden Triebandrang verstärkt. Wir wissen, daß es sich dabei um eine Neuauflage alter Verbote aus der Kinderzeit des Mädchens handelt. Es wird nun erzählt, daß das Mädchen diese Verbote übertritt, und ganz im Sinne des Märchens wird die schreckliche Folge der Verbotsübertretung geschildert. Wenn sich das Mädchen jenen Geboten der Mutter gegenüber nicht gehorsam zeigt, so wird es selbst nicht Mutter werden oder die Kinder werden von der Mutter geholt.

Der Sinn des Märchens in dieser tiefen Schicht wird deutlich, wenn wir erkennen, daß *das Mädchen erst dann Frau werden kann, wenn es sich mit der Mutter ausgesöhnt und den Konflikt mit ihr überwunden hat.*

Die analytische Praxis zeigt in der Erforschung von Ängsten neurotischer Frauen, daß aus jenen Kinderkonflikten eine unbewußte Angst bestehen bleibt, die Mutter könnte verhindern, daß die zur Frau gewordene Tochter gesunde Kinder bekomme.

Im Märchen vom Marienkind nimmt Maria die Kinder der Königin immer wieder zu sich. Das kann heißen, daß die junge Frau überhaupt keine Kinder bekommt oder daß diese Kinder gleich sterben. In einer Variation dieses Märchens werden der jungen Königin an Stelle der verschwundenen Kinder Hunde in die Wiege gelegt. Hier erscheint in märchenhafter Einkleidung eine der allgemeinsten Ängste der jungen Frau vor der Geburt, daß sie — als Bestrafung für die Onanie — Monstra zur Welt bringen oder daß ihr Kind für einen Wechselbalg eingetauscht werden werde.

In einer anderen Schicht weist das Öffnen des verbotenen Zimmers auf das Onanieverbot hin. Das verrät sich, wenn im Märchen schon das Öffnen der Tür dem Mädchen Herzklopfen macht.

Eine alte Mädchenangst, die sicherlich häufig durch eine Drohung der Mutter verstärkt wird, taucht ebenfalls in durchsichtiger Entstellung in dem Märchen auf. Es handelt sich um die Möglichkeit, daß durch die Onanie Verletzungen an der Vagina eintreten könnten, welche später für die Geburt ernste Konzequenzen haben. In diese Richtung weist z. B. ein Detail in jener Variante des Märchens, in der das Mädchen Jesus am Kreuz sieht. Dort werden die Finger mit Jesu Blute befleckt und das Mädchen bestreicht sich damit die Lippen. In solcher religiöser Umarbeitung erscheint die Furcht vor der zu frühen Durchbrechung des Hymens.

In noch frühere Zeit führt die analytische Deutung des kleinen Details, daß Maria an dem goldfarbig gewordenen Finger des Mädchens erkennt, es habe die verbotene Tür geöffnet. Es heißt, daß das Gold nicht mehr vom Finger zu entfernen war. Eines der ältesten Verbote der Kindeserziehung erscheint hier in sekundärer, auf die Dreieinigkeit bezogener Verarbeitung. Das Gold am Finger ersetzt dann als Überrest die Spur dieser Verbotsübertretung.

Wir erkennen rückschauend, in welch hohem Grade einzelnen Determinanten in dem manifesten Inhalt des Märchens verdichtet sind; man könnte von einer Traumfassade des Märchens sprechen.

Dieselbe Verdichtung ist in dem Charakter der Strafe erkennbar. In einer obersten Schichte ist die Natur dieser Strafe, sogleich deutlich: das Mädchen wird aus dem Himmel gestoßen. Das Kinderparadies wird für die Heranwachsende geschlossen und zu den Erwachsenen hat es noch keine genügende Verbindung. Jahrelang verweilt es, um den schönen Ausdruck Lou Andreas-Salomés zu gebrauchen, „im Zwischenland" und hat Sehnsucht nach seiner Kinderzeit.

Auch das Marienkind hat Sehnsucht, „wenn es daran dachte, wie es im Himmel so schön gewesen war und die Engel mit ihm gespielt hatten."

Demselben Motiv begegnen wir auch im esthnischen Märchen, „der Tontlawald",[8] in dem Else, ein siebenjähriges Mädchen, in den verzauberten Tontlawald gerät. Hier altern die Menschen nicht, sondern bleiben immer harmlose, unschuldige Kinder. Jeden Tag kommen dreizehn Schüssel auf den Tisch. Die dreizehnte bleibt immer zugedeckt, denn „das ist die Schüssel verborgenen Segens; wir dürfen sie nicht anrühren, sonst würde es mit unserem glücklichen Leben zu Ende sein", wird Else belehrt. Else aber ist neugierig. Sie wächst heran und muß, als sie eine Jungfrau geworden ist, trotz ihres Weinens und Zagens, das Kinderland verlassen. Man steckt ihr einen goldenen Ring an den Finger, hängt ihr eine kleine goldene Schachtel

8) Friedrich Kreuzwald: l. c.

an den Hals und verwandelt sie in einen Adler. Nun fliegt sie davon, bis der Pfeil eines Königssohns sie trifft; sie fällt zu Boden, erhält wieder ihre menschliche Gestalt und feiert Hochzeit mit dem Königssohn.

Wenn es hier heißt, daß Else, zur Jungfrau herangewachsen, das Kinderland verlassen muß, einen goldenen Ring erhält, als fliegender Adler vom Pfeil eines Königssohns getroffen wird und dann Hochzeit mit dem Prinzen feiert, so werden Züge erkennbar, welche der Strafe den Charakter eines Janusgesichtes aufdrücken. Was als Strafe gefürchtet wird, wird gleichzeitig ersehnt. Das Mädchen zur Pubertätszeit fürchtet sich nicht nur vor dem Verlassen des Kinderlandes, es wünscht jenen neuen Zustand auch herbei. Der Pfeil des Königssohns ist in seiner latenten phallischen Bedeutung mit dem Pfeil Cupidos zusammenzustellen.

Als eine Strafe erscheint auch die Stummheit. In einer Variante heißt es, daß die geheimnisvolle Frau, die hier an Stelle von Maria erscheint, das Kind nach seiner Freveltat so auf den Mund schlägt, daß das Blut hervorquillt. Hier wird es deutlich, daß die Stummheit als das Resultat eines Verschiebungsvorganges von unten nach oben aufgefaßt werden muß. Die Stummheit hat so drei Bedeutungen, eine oberflächlichere, die das Verbot ausdrückt, über sexuelle Dinge zu sprechen, eine zweite, die darauf hinweist, daß das Kind über seine Missetat nicht sprechen kann, und eine tiefere, welche das Verstummen gleichstellt mit der Absperrung von wirklichem sexuellen Glück, also, in wissenschaftlicher Sprache, der sexuellen Anästhesie der Frau gleichkommt. Der Sprachgebrauch kann hier als Bekräftigung dieser These herangezogen werden: es ist nicht zufällig, daß das Wort „Lippen" für die orale und genitale Gegend gebraucht wird.

Eine weitere Bedeutung wird später zum Vorschein kommen, wenn wir das Märchen vom Marienkind mit den Pubertätsriten in Zusammenhang bringen.

In verschiedenen Varianten des Märchens, wie z. B. in der Grimmschen, tritt der Zug auf, daß Maria am meisten darüber erzürnt ist, daß das Kind seine Sünde nicht eingestehen will. In anderen Varianten wieder heißt es, daß die Patin gerade dann verzeiht, wenn das Mädchen standhaft bleibt und über das, was sie getan und gesehen hat, nicht spricht. Wie können wir diese einander widersprechenden Auffassungen in Einklang bringen?

Es scheint uns, daß dies möglich wird, wenn wir sie als Phantasieprodukte auffassen, die auf verschiedenen seelischen Ebenen liegen.

Das Geständnis ist wahrscheinlich die spätere Form, die sich unter dem Einfluß der christlichen Religion entwickelt hat und die die psychologische

Erleichterung des Sünders bringt wie die Beichte.[9] Ursprünglicher ist wohl der Akzent, der auf der Standhaftigkeitsprobe liegt.

Damit sind wir bei einem Gesichtspunkt angelangt, der es uns erlaubt, das Märchen vom Marienkind in einen weiter gezogenen Rahmen einzufügen. Die Einzelzüge des Märchens deuten hier auf einen Zusammenhang hin, der über das individuelle Schicksal hinausgeht. Vergleichen wir, was dem Marienkind zustößt, mit dem Ritual, das primitve Völker bei der Pubertätsweihe der jungen Mädchen anwenden. Dort werden die Mädchen zur Pubertätszeit bestimmten Prozeduren unterworfen, die uns an das Marienkind erinnern.[10] Es werden ihnen bestimmte Verbote und Gebote gegeben. Sie werden von der Gemeinschaft abgesondert; zu den Verboten gehört, daß sie mit niemandem außer mit der Mutter oder einer stellvertretenden Person sprechen dürfen. Eine strenge Diät wird ihnen vorgeschrieben und sie haben sich bestimmter Speisen zu enthalten. Die Idee ist, daß die jungen Mädchen sterben und neugeboren werden. Zu den schmerzhaften Prozeduren gehört die Exstirpation der Klitoris und andere Verstümmelungen der Genitalien, die man mit der Beschneidung der jungen Männer gleichsetzen kann. Bei einigen afrikanischen Stämmen kommt auch eine Infibulation der Schamlippen vor.[11]

In allen diesen Zeremonien handelt es sich um eine Einschüchterung der Mädchen gerade zu einer Zeit, da die sexuellen Triebtendenzen zum Durchbruch drängen. Diese Tendenzen sind ursprünglich revolutionär gegen die Muttergeneration gerichtet. Von den Mutterrepräsentanten gehen auch jene Gebote und Verbote aus. Wir erkennen diese typischen Züge wieder, wenn das Mädchen im Märchen vom Marienkind aus dem Himmel verbannt wird, in einen Schlaf verfällt und in der Wildnis erwacht. Der Schlaf wie die Stummheit repräsentieren auch gleichsam das Todesritual.[12] Das Marienkind wohnt jahrelang im Walde und nährt sich nur von Beeren und Wurzeln, was die Isolierung und Speisetabus der Primitiven versinnbildlicht.

Nach der Pubertätsweihe, in der die jungen Mädchen so nachdrücklich

---

9) Auf die Erleichterung durch das Geständnis in Zusammenhang mit dem Märchen vom Marienkind verweisen auch Silberer (Phantasie und Mythos. Jahrb. f. Psa. und psa. Forschungen, Bd. II) und Rank (l. c.).

10) Schon Winterstein und Saintyves haben das in ihren Arbeiten hervorgehoben. (Alfred Winterstein: Die Pubertätsriten der Mädchen und ihre Spuren im Märchen. Imago, Bd. XIII, 1927. P. Saintyves: Les contes de Perrault et les récits parallèles. Paris, 1923.)

11) Ploss-Bartels: Das Weib. Berlin, 1927.

12) Stummheit als unbewußte Vertretung von Totsein erscheint auch im Traum, im Mythos und in der Dichtung, worauf Freud in seiner Arbeit „Das Motiv der Kästchenwahl" (Ges. Schr. Bd. X) hingewiesen hat.

und energisch eingeschüchtert wurden, dürfen sie heiraten. Ebenso heiratet das Mädchen im Märchen vom Marienkind.

Daß die Drohung der Mutter, die im Pubertätsritual plastisch erscheint, auch später nachwirkt, ergibt sich aus dem Einzelzug, daß Maria die Kinder der jungen Frau mit sich nimmt. Es ist so, als ob auch jetzt noch das Mutterglück der Tochter durch die unbewußte Erinnerung gestört würde, daß sie selbst einmal der Mutter nicht gegönnt habe, als Frau und Mutter das Leben zu genießen. Die Opferung der Erstgeburt in der Bibel und im Ritual antiker Völker gehört in diesen Zusammenhang.

Die analytische Beobachtung vieler Fälle zeigt, daß die Angst, die hier zutage tritt, in pathologischer Form auch der Frau unserer Tage nicht fern und fremd geblieben ist. Wir sehen häufig den Ausdruck dieser neurotischen Angst bei Frauen unserer Zeit. Es ist die Vergeltungsangst, die als Abkömmling des kindlichen Ödipuskomplexes einen Schatten auf die Freude der eben zur Mutter gewordenen Frau wirft und die in zahlreichen Fällen die Zeit der ersten Geburt überdauert. Sie kann sich z. B. in übertriebener Ängstlichkeit für das Wohl und Wehe des eigenen Kindes äußern. In einem Fall meiner Beobachtung kam es einige Male vor, daß die junge Mutter eines ihrer Kinder für eine Zeit zur eigenen Mutter schickte, wenn ein anderes ihrer Kinder erkrankte. Es war dies nicht nur begründet; es war gleichsam die leihweise Überlassung eines ihrer Kinder an die Großmutter. Dahinter stand die unbewußte Angst, die Großmutter könne ihr das erkrankte Kind wegnehmen, d. h. sterben lassen. Das rational wohlbegründete Wegschicken eines Kindes erwies sich so als unbewußter Ausdruck der Vergeltungsangst und seiner Sühnetendenz. Die Analyse zeigt, daß diese Angst der zur Mutter gewordenen Frau wirksam bleibt, solange sie sich nicht mit der eigenen Mutter versöhnt hat. So lange ist aber auch das Glück der Frau in der Ehe bedroht. Dies gilt sowohl für die sexuelle Befriedigung wie auch für das harmonische Zusammenleben mit dem Manne.

Der Weg, auf den uns die analytische Deutung des Märchens vom Marienkind geführt hat, geht, wie hier erkennbar wird, ziemlich weit. Er weist auf seelische Konflikte des kleinen Mädchens, das mit der Onanieversuchung ringt, zurück, führt dann in die Zeit der Jungfrau, in der sich jener Kampf unter dem Einfluß der Pubertät erneuert, und läßt auch die Nachwirkung dieser psychischen Vorgänge im Leben der jungen Frau deutlich werden.

Das Märchen vom Marienkind hat, wie jedes Märchen, das Kindern erzählt wird, einen pädagogischen Sinn, es will das Kind von der Onanie und seiner sexuellen Neugierde abschrecken, seinen aufrührerischen Tendenzen gegenüber der Mutter einen Damm vorschieben und das Mädchen noch

später an die Pflicht der Gehorsamkeit gegenüber der Muttergeneration erinnern.

Für das Kind, dem das Märchen erzählt wird, bedeutet es bewußt gewiß nichts als eine Geschichte wie andere, unbewußt aber wird sein verborgener Sinn erfaßt und richtig gedeutet.

Für die analytische Betrachtung aber ist es interessant und wichtig genug, wie sich in der Phantasie des Volkes die unbewußten Regungen spiegeln, die wir im Seelenleben aller Frauen als Niederschlag des kindlichen Ödipuskomplexes erkennen.

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete

Die Psychoanalyse in deutschen Dissertationen

SAALFELD, HANS: **Das Christentum in der Beleuchtung der Psychoanalyse.** Evang.-theol. Fak. d. Univ. Greifswald, 1928. — SCHEER, FRIEDRICH: **Die Grenzen des psychoanalytischen Geltungsbereiches unter besonderer Berücksichtigung der Freudschen Lehre.** Phil. Fak. d. Univ. Erlangen, 1933. — TROG, HERMANN: **Die Religionstheorie der Psychoanalyse.** Theol. Fak. d. Univ. Jena, 1934.

Von einigen vorliegenden deutschen Dissertationen, die sich mit der Psychoanalyse beschäftigen, sollen die drei genannten besprochen werden. Sie dürften dafür charakteristisch sein, wie sich die Bildungswelt Deutschlands nach vier Jahrzehnten Psychoanalyse zu dieser einstellt.

Das Belesenheitsniveau ist, wie nicht anders zu erwarten, sehr hoch; sowohl die analytische als auch besonders die der Analyse feindliche Literatur ist reichlich herangezogen. Der Ton der Polemik ist zurückgehalten, um höfliche Sachlichkeit bemüht. Das Sachverständnis ist streckenweise ansehnlich, — bis es jeweils zum blinden Fleck des Autors kommt. Vergeblich würde man dem einen Autor vorhalten, daß und was der andere akzeptiert hat.

Saalfelds Arbeit ist noch alter Typus, in unserer Reihe eine Ausnahme. Er greift an der Analyse alles an und darf so hoffen, daß der ringsher andringende Schall seiner Kriegsdrommeten eine schwache Stelle der Mauer zum Einsturz bringen werde: Die Geschichtskenntnis der Analytiker ist zu gering, sie sind zu ungründlich und unvorsichtig, um sich an das Thema der Religion wagen zu dürfen. Die Verwendung des am Neurotiker gewonnenen Materiales zu religionspsychologischen Zwecken ist unzulässig. Aber auch am Neurotiker sind die Freudschen Methoden und die Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung nicht zwingend, wie Saalfeld aus ablehnenden Stimmen verschiedenster Art feststellt. Die genetische Methode paßt überhaupt nicht zur Religionspsychologie. Die Analytiker wählen ihr religionspsychologisches Material falsch aus. Sie haben nicht die Möglichkeit der Anwendung der Psychoanalyse auf geschichtliches Material überhaupt nachgewiesen. Sie setzen sich nicht mit der übrigen religionspsychologischen Forschung auseinander. Saalfeld greift weiter an: den Freudschen Sexualitätsbegriff; die Lehren von der infantilen Sexualität, vom Ödipuskomplex, vom Zusammenhang religiöser mit sexuellen Phänomenen; den Begriff des Unbewußten; die Symbolik; die Verdrängungslehre; die weltanschauliche Bedingtheit der Psychoanalyse. Mit Staunen erfährt man schließlich, daß der so vollkommen zerbrochene Krug überdies — entlehnt ist. Denn die wesentlichen Entdeckungen der Psychoanalyse sind nicht originell, sondern von großen Gestalten des Christentums vorweggenommen worden. Auch die pädagogischen Mittel der Kirche machen „unterbewußte Kräfte" mobil. Sie leisten also ein bedeutendes Stück „psychoanalytischer Arbeit".

Scheer ist ein Philosoph, etwa M. Scheler nahestehend. Die Psychoanalyse möchte er gelten lassen, wofern sie „unten" bleibt; sie ist eine gute Psychologie des Triebes, des Sexuellen, des Unbewußten im Menschen. Aber sie maßt sich an, das „Subjekt" zu erklären, und Scheer weist sie in ihre Grenzen zurück. Was ist dieses „Subjekt"? Man möchte darunter gerne das erkenntnistheoretische Subjekt verstehen und dann hoffen,

Scheer rasch beruhigen zu können. Aber wir werden eines Schlechteren belehrt. Denn wir bekommen ein „System des geistigen Subjekts" vorgesetzt, dem Wahrnehmung, Denken, Fühlen und Werten zugehören. Freiheit im Sinne der Unabhängigkeit vom Naturgesetz wird für den Bereich dieses Subjekts postuliert. Es sei eine Wirklichkeit, „die zwar erfahrbar, bezw. erlebbar, aber grundsätzlich nicht mehr erklärbar ist". Ein wenig enttäuschend ist dann allerdings zu hören, daß ein Motiv zu gleicher Zeit mit Elementen aus beiden Systemen, dem des Unbewußten und dem des geistigen Subjekts, durchsetzt sein kann; also teilweise erklärbar, teilweise unerklärbar. Wie diese zwei grundverschiedenen System=welten miteinander arbeiten sollen, dürfen wir ebenso wenig zu erfahren hoffen, wie auch, auf welche Weise, bei ähnlich verwirrenden Ansätzen über das psychophysische Problem hinwegzukommen ist.

Die Psychoanalyse bekommt die Vorwürfe zu hören, daß sie das aktive Ich leugne, daß sie als Motiv sämtlicher psychischer und geistiger Vorgänge ein sexuelles annehme, daß für sie „alles, was Menschen sagen, denken, schreiben und tun, in Wirklichkeit Symbol für etwas ganz anderes ist", daß sie den Gegensatz „triebhaft=werthaft" nicht als absolut an=erkennt oder daß sie den Begriff des Psychischen nicht eindeutig bestimmt hat. Wenn definiert wird, daß wir, um existentielle Wahrheit, „das Unbedingte, den absoluten Wert zu erreichen, einer neuen Einstellung zur Wirklichkeit, kurz gesagt, des Glaubens be=dürfen", so kann man durchaus damit einverstanden sein, daß „den Ergebnissen der psychoanalytischen Forschung der Wert existentieller Wahrheit nicht zuzubilligen ist". In bezug auf die Sublimierungstheorie, die Scheer, wie andere vor ihm, besonders lebhaft an=greift, darf man auf viele Erfolge dieser Theorie und auf die viel reichlicheren Forschungs=aufgaben, die sich von ihr aus eröffnen, verweisen. Sie ist kein Universalwerkzeug, mit dem sich jede beliebig dargebotene konkrete Aufgabe erledigen läßt.

Die Arbeit T r o g s besticht anfangs durch eine musterhaft knappe und reichhaltige Dar=stellung der analytischen Religionstheorie. Sie wäre ohne Zögern in ein Lehrbuch aufzu=nehmen. Wenn sie sich dann kritisch distanziert — die Analyse als historizistisch, psycho=logistisch, relativistisch kennzeichnet, feststellt, sie sei den religiösen Erscheinungen gegen=über nicht über die Immanenzbetrachtung hinausgekommen, das Geltungs= und Wahrheits=problem sei aber davon ganz unabhängig, — so wird man das bei einer theologischen Ar=beit recht und billig finden. Es folgt aber die überraschende kritische Hauptthese, daß die Analyse in ihren Denkformen und Erkenntnisweisen in Wirklichkeit mythische und ma=gische Elemente verwende. Die Diskussion beginnt um den Ödipuskomplex: „Seine Gültig=keit und Bedeutung für bestimmt begrenzte Gebiete der Individualpsychologie", meint Trog, „läßt sich auf Grund der umfangreichen empirischen psychoanalytischen Unter=suchungen nicht bestreiten". Für die Kultur= und Religionstheorie verficht er aber den ent=gegengesetzten Standpunkt. Wenn er dabei, im Anschluß an einen Vorgänger, erklärt, daß F r e u d vor allem schon die Ödipussage falsch erklärt und u. a. nicht nachgewiesen habe, der von ihm angenommene Sinn der Sage sei dem Sophokles überhaupt bekannt gewesen, so ist der Leser eine Zeitlang von der Möglichkeit so krassen Unverständnisses von Ge=danken, die man so ausgezeichnet darstellen kann, derart betroffen, daß er in Gefahr ist, der weiteren Argumentation nicht mehr mit Ernst zu folgen. Er täte aber damit Unrecht. Neben solchen grotesken Einfällen stehen im weiteren Verlauf diskutable Dinge, Irrtüm=liches und Berechtigtes.

Der Analyse wird also mythisches und magisches Denken, vor allem Mißbrauch der Analogie vorgeworfen. Sie mache aus äußerer Analogie sogleich Wesensgleichheit. Daß hier eine Möglichkeit auszugleiten vorliegt, wird niemand bestreiten, auch nicht

daß gelegentlich ausgeglitten wurde. Die analytische Kulturtheorie muß von Analogien mit der individuell=psychologischen Gebrauch machen. Selbstverständlich ist sie „rein hypo=thetisch", aber man möchte gerne wissen, ob Trog sich unter einer Kulturtheorie über=haupt etwas anderes als Hypothetisches vorstellen kann; weiter, ob er meint, daß das am Individuum Nachgewiesene keine Rolle in der Kulturentwicklung gespielt hat und spielt, oder wenn doch, welche.

Daß mit wenigen Begriffen eine unendliche Vielfalt von Erscheinungen erklärt wird, wie Trog es rügt, ist wieder allen erklärenden Wissenschaften gemeinsam und ihr Fort=schritt besteht zum Teil im Gelingen solcher Reduktionen. Gewiß gibt es noch unzählige komplizierte psychische Phänomene, deren Analyse noch nicht gelungen ist; aber Analoges gibt es in allen Wissenschaften. Darauf aufmerksam gemacht zu werden, ist uns als Mah=nung zur Bescheidenheit willkommen; abzulehnen ist es als Versuch, von der Forschung abzuhalten. Aber Trog, der die Analyse, soweit sie an individuellem Material gewonnen ist, akzeptiert, will nun einmal die Geisteswissenschaften von ihr frei wissen. Er, der Theologe, steigert sich am Schluß der Abhandlung zur verdammend gemeinten Formel: die analytische Religionstheorie sei eine „verkappte Theologie".

P. Bergmann (Wien)

SZIRMAY=PULSZKY, H. von: **Genie und Irrsinn im ungarischen Geistesleben.** München. E. Reinhardt, 1935, 212 Seiten.

Die Verfasserin des Buches stellte sich eine Aufgabe, deren Bewältigung sicher fleißige Arbeit vieler Jahre beansprucht hat: das gesamte Geistesleben Ungarns seit den Anfängen seiner Selbständigkeit bis auf den heutigen Tag von jener Fragestellung aus systematisch zu überblicken, die mit der Nebeneinanderreihung der Begriffe Genie und Irrsinn ein=setzt. Das Buch bietet somit einerseits eine verläßliche Sammlung biographischer Daten der hervorragenden Persönlichkeiten Ungarns, andererseits Verarbeitung, Sichtung und Be=urteilung der vorgefundenen und herausgezogenen biographischen Einzelheiten. Frau v. Sz.=P. betritt eingestandenermaßen weder in der einen noch in der anderen Aufgabe selbständige Wege. Die Biographien werden vorgefunden, in der Verarbeitung bedient sie sich des Rüstzeugs der einschlägigen modernen Forscher, namentlich der Anschauungen Kretschmers und Lange=Eichbaums; sie nimmt auch Bezug auf Freud. Selb=ständig ist Verf. hingegen, abgesehen von Bearbeitern kleinerer Gebiete, in der ständigen Anwendung dieser drei Richtungen auf das spezielle und umfassende Thema. Sie findet Kretschmers Typen=Charakteristik und Lange=Eichbaums Ruhm=Theorie, die soziologische Faktoren mitberücksichtigt, immer wieder bekräftigt.

Durch das Leben des genialen Mathematikers Johann Bolyai werde z. B. nahegelegt, daß zwischen Hochtalent und Anlage zur schweren Psychopathie eine objektiv nachweis=bare Häufigkeitsbeziehung besteht, da es an sich auffallend genug sein müsse, daß das kleine und kulturell spät zur Entfaltung gelangte Ungarn aus älterer Zeit nur einen einzigen epochemachenden Forscher aufzuweisen hat, und dieser sich als schizophrener Geistes=kranker entpuppt. Der „führende Staatsmann" der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der zyklisch veranlagte Stefan Széchenyi, erkrankte ebenfalls an einer Psychose. Eine zweite Art des Zusammenhanges von Psychopathie und Genie, die soziologische Verkettung von psychopathischer Persönlichkeit, Anbetung von Seiten einer kleinen Gemeinde talent=voller Apostel, Umformungsversuche der Nachwelt bis zur Auskristallisierung des allge=meinen Ruhmes, wird an dem „Fall Petőfi", dessen Heldentod im Freiheitskampfe der Nation — in Wirklichkeit Tod während einer Flucht — ihn zur mythischen Figur emporhob, sowie unter anderen auch an der Geniewerdung des modernen zyklothymen Dichters Ady dargestellt.

Wenn auch das gesammelte Material für die Richtigkeit dieser Gesetzmäßigkeiten spricht, so wäre doch zu bemerken, daß Auswahl und Wertung des Genialen nicht ohne unausgesprochene Voraussetzungen geschah. Ob wirklich Széchenyi der führende Staatsmann seiner Zeit war und nicht eher Kossuth, dessen Psychopathie nicht nachzuweisen ist, als solcher zu gelten hätte, kann ruhig gefragt werden. Die Art der Pathographie, wie man sie in diesem Buche vorfindet, bedeutet einen entschiedenen Fortschritt gegenüber der in der Bearbeitung desselben Gegenstandes üblichen, doch kann die etwas schematisierende Art der Erklärungen nicht vollständig befriedigen. Die Diagnosestellung z. B. einer Paralyse oder die Einreihung in Körpertypen kann ebenso wenig über die innere Verflochtenheit der individuellen Seele aussagen, wie die ev. richtige Behauptung der Anwesenheit eines stärkeren Ödipus-Konfliktes. Die Termini „Ödipuskomplex", „Hang zum Sadismus" findet man öfters erwähnt, ebenso die Abwandlung des Vaterhasses in den Haß gegen die Herrschenden; ein näheres Eingehen in die Persönlichkeit mit Hilfe der psychoanalytischen Anschauungsweise vermeidet aber die Verf., oder sie weist es, wenn es von anderen versucht wird, wie bei J. Bolyai, als unbegründet zurück. Szilágyis aufschlußreiche Pathographie über den Dichter Vajda bleibt überhaupt unerwähnt. Aus Gründen der Billigkeit soll aber nicht verschwiegen werden, daß sogar das wenige Psychoanalytische, welches Frau v. Sz.-P. in ihre Erklärungen eindringen ließ, von mehreren Seiten Anfechtungen und Abweisungen erfuhr, so vom Psychiater K. Schaffer, der in der aus den Aufzeichnungen nachweisbaren negativen Ödipus-Einstellung des jungen Bolyai nichts anderes sehen kann als das Nebeneinanderbestehen von entgegengesetzten Gefühlen eines schizophrenen Jugendlichen.

I. Hermann (Budapest)

IMAGO, Band XXIII (1937), Heft 1

(Ausgegeben Ende März 1937)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. HANS CHRISTOFFEL, Albanvorstadt 21, Basel.
PROF. DR. SIGM. FREUD, Zuschriften an die Redaktion.
DR. ANGEL GARMA, dzt. 103 Rue Français de Sourdis, Bordeaux.
DR. GUSTAV HANS GRABER, Stälinweg 29, Stuttgart 13.
DR. SILVIA M. PAYNE, 143 Harley Street, London, W. 1.
DR. THEODOR REIK, 49 Joan van Hornstraat, Den Haag.
Frau C. M. VERSTEEG-SOLLEVELD, 3 Javastraat, Den Haag.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO, Band XXIII (1937), Heft 1

(Ausgegeben Ende März 1937)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. HANS CHRISTOFFEL, Albanvorstadt 21, Basel.
PROF. DR. SIGM. FREUD, Zuschriften an die Redaktion.
DR. ANGEL GARMA, dzt. 103 Rue Français de Sourdis, Bordeaux.
DR. GUSTAV HANS GRABER, Stälinweg 29, Stuttgart 13.
DR. SILVIA M. PAYNE, 143 Harley Street, London, W. 1.
DR. THEODOR REIK, 49 Joan van Hornstraat, Den Haag.
Frau C. M. VERSTEEG-SOLLEVELD, 3 Javastraat, Den Haag.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX. Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO / XXIII (1937) / Heft 1

XXIII. Band 1937 Heft 1

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder